

Vergißeinnicht 1932

6 (1932)

VERGISSMEINNICHT



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT DER MARIANNHILLER MISSION

Nummer 6

Juni 1932

50. Jahrgang

Inhalt des Juniheftes:

Zum Feste des hl. Petrus und Paulus. Gedicht 161 Geschichte der Mariannhiller Mission. Von P. Dom. Sauerland 162 Missionsencyklika Papst Pius XI. 166 Der heidnische Hauptmann. Von P. Otto Grimm RMM. 166 Volkszählung und Erziehung bei den Eingeborenen. V. P. B. Fuß 169 Eine wichtige Änderung in der Gesetzgebung für die Eingeborenen 170 Katholische Jugendorganisation in Südafrika 171	Anwachsen der Ehescheidungen unter den Eingeborenen 172 Der zehnte afrikanische katholische soziale Kurs 172 Missionskizzen. Von Schwester Amata CPS. 173 Schwestern aus einem bescheidenen Orden für Afrika 177 Zum hlst. Herzen Jesu. Gedicht 178 Landsend 179 Die heilige Lanze. Von Prälat Konrad Kimmel 184
--	--

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:
 Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 3
 Postcheckkonto Nürnberg 194
 für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
 Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
 Postcheckkonto Köln 1 652
 für Schlesien und Norddeutschland:
 Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
 Postcheckkonto Breslau 15 625
 für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosll., Rumänien:
 Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
 Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814
 für Schweiz und Liechtenstein:
 Mariannhiller Mission Altdorf (St. Uri)
 Postcheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1932:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 3.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

„Was stehet ihr müßig?
Geht auch ihr in meinen Weinberg!“ spricht Christus selbst.

Studenten und Werkfähige

von sittlich einwandfreiem Lebenswandel und erfüllt von religiösen Idealen stellen ihre Kräfte in den Dienst der Mission als Priester oder Laienmissionar im Ordensstande. Bewerber melden sich für

Studenten

P. Direktor des Missionsseminars, St. Joseph, Reimlingen, (Bayern)
 P. Direktor des Missionsseminars „Aloysianum“, Lohr a. Main
 P. Rektor des Missionsh. v. hlst. Herzen Jesu, Langenbielau, Schlesien

Brüderkandidaten

P. Rektor. Missionshaus St. Joseph, Reimlingen (Bayern)
 P. Rektor, St. Paul bei Walbeck, Kreis Geldern (Niederrhein)

Aus Welt und Kirche

Vatikanstadt. Laut „Osservatore Romano“ hat die Kongregation des heiligen Offiziums ein neues Dekret über die Mischehen herausgegeben. Es beginnt mit der Feststellung, daß die bei katholisch geschlossenen Mischehen eingegangenen Verpflichtungen, die Kinder in der kath. Religion zu erziehen und den katholischen Eheleuten nicht zur Preisgabe seiner Religion zu bestimmen, sehr häufig nicht erfüllt werden. Besonders in jenen Gegenden sei dies der Fall, wo die bürgerlichen Gesetze einer solchen Umgehung der kirchlich eingegangenen Verpflichtungen günstig sind. In Zukunft dürfen Bewilligungen für gemischte Ehen nur erteilt werden, „wenn die künftigen Gatten solche Garantien gegeben haben, daß die Erfüllung ihrer Verpflichtungen durch nichts — nicht einmal durch bürgerliche Gesetze, denen der eine oder andere Eheleut gemäß Wohnsitz am Tage der Eheschließung unterworfen sein könnte, oder an Orten, wohin dieser Eheleut je später verziehen sollte — gehindert werden kann. Falls diese Bedingung nicht zur Erfüllung gelangt, muß die Lizenz als null und nichtig angesehen werden.“ Das Wesentliche an der neuen Verordnung ist, daß die Verprechungen des nichtkatholischen Eheleuten in „feierlicher Aufrichtigkeit“ gegeben werden müssen. —

Die Priesterweihe des konvertierten englischen Arztes Cantell, der im Kolleg St. Beda zu Rom seinen Theologiestudien oblag, hat in Italien verstärktes Interesse für die Pfadfinderbewegung geweckt. Der Neupriester gehörte der englischen Hochkirche an und war eifriger Pfadfinder. Aus den freundschaftlichen Beziehungen, die er mit kath. Pfadfindern anknüpfte, erwuchs der Wunsch, die katholische Kirche genauer kennenzulernen. Als sein bester Freund konvertiert und in den Dominikanerorden eingetreten war, entschloß auch Mr. Cantell sich zum Übertritt zur katholischen Kirche. Sein Bischof sandte ihn nach Rom, wo er sich im Kolleg für Spätberufene auf das Priestertum vorbereitete. Der Schritt des bekannten Mediziners und Radiologen hat in Pfadfinderkreisen großes Aufsehen erregt.

Das Programm für den Essener Katholikentag 1932 ist in den Grundzügen festgesetzt worden. Die „71. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands“ beginnt am 31. August abends und dauert bis zum 5. September. Das gemeinsame Hauptthema ist „Christus in der Großstadt“; die einschlägigen Fragen werden in neun großen Reden behandelt.

An festlichen Veranstaltungen finden statt: ein Festgottesdienst auf dem Baldeneher Berg, eine große Kinderkundgebung, ein Fackelzug und eine Wallfahrt zum Grabe des heiligen Ludgerus in der Abteikirche Werden.

Ein Beispiel für die **Gegewartabedeutung des Wirkens der alten Klöster** in der Tschechoslowakei bietet, laut der Prager „Deutschen Presse“, die Benediktiner-Abtei Brevnov-Braunau, die Vereinigung zweier Klöster (Brevnov in Prag und Braunau in Ostböhmen) unter einem Abt. Die Patres betreuen 10 Pfarreien mit 55 000 Katholiken, sind Katecheten an Volks- und Bürgerschulen und wirken als Professoren am Stiftsgymnasium, dem letzten der alten Ordensgymnasien in der Tschechoslowakei. Seit 1927 ist dem Gymnasium ein Zubau für den Ordensnachwuchs angegliedert. Die Auslagen für das Gymnasium erfordern jährl. etwa 330 000 cK; die Erhaltungskosten allein für das Klostergebäude in Braunau betrugen 1929 155 000 cK, 1930 150 000 cK. An karitativen Einrichtungen erhält das Kloster 2 Pfründnerhäuser und 2 Kinderbewahranstalten; gegenwärtig hat es eine großzügige Nothilfe mit modernster Organisation eingerichtet.

Neger- und Bantukatholiken. Die Zahl der kath. Eingeborenen beträgt nun über 100 000, die der kath. Neger schätzt man auf 250 000. Es muß dabei erwähnt werden, daß sich unsere Religion in vortrefflicher Weise für die Banturasse eignet und daß wir viele Katholiken im besten Sinne des Wortes unter den Eingeborenen haben. Die katholischen Neger schämen sich nicht, ihren Glauben zu bekennen.

In Amerika traf es sich des öfteren, daß ich in einer nichtkatholischen Umgebung einzelnen Negern begegnete, die mir erzählten, daß sie zur katholischen Kirche gehörten. Als ich eines Tages durch eine Geschäftsstraße in St. Louis (im Staate Missouri) ging, grüßte mich ein gut gekleideter Neger mit den Worten: „Sie sind ein kath. Priester, ich bin auch Katholik.“

Sooft ich Negerkirchen besuchte, fiel mir immer das ehrfurchtsvolle Benehmen der schwarzen Gläubigen auf. Ich fand die hl. Messe gut besucht, auch am Werktag, und konnte auch fleißigen Kommunionempfang unter der Woche wahrnehmen. Am Sonntag waren die Kirchen gefüllt. In einer Kirche, die zum Erdrücken voll war, waren ungefähr die Hälfte der Besucher Weiße, die anderen

waren Farbige und Schwarze, aber das ganze Volk war bunt durcheinander gemischt.

Da ich vor Jahren in Süd-Afrika Kirchenchöre der Eingeborenen leitete, lenkte ich besonders mein Interesse auf den Gesang der Neger-Kirchenchöre. Obwohl manchmal der Gesang unserer Eingeborenen von den Weißen sehr gelobt wird, fand ich dennoch den Gesang der Neger noch schöner als den der Bantu und wirklich reizend.

In der St. Antoniuskirche in Washington konnte man oft den alten Neger-Jakristen auf den Altarstufen knien sehen, wie er dem Allerheiligsten einen Besuch machte. Eines Tages fand man ihn hier tot liegen.

Vor einigen Jahren starb zu Denver ein altes Negerfräulein, Julia Greeley. Sie galt als Heilige. Trotz ihres hohen Alters und ihrer Armut sammelte sie Almosen für Weiße, die noch ärmer waren als sie und brachte ihnen des Nachts Nahrung und Kleidung, die sie von ihren schwarzen Freunden gesammelt hatte.

Weibliche Ärzte im Missionswerk. In der „Nouvelle Revue des Jeunes“ berichtet Frau Dr. Martha Bertheaume über den gegenwärtigen Stand der weiblichen Missionsärztelebewegung in den europäischen Hauptländern. Die erste Vereinigung von Ärztinnen, die sich dem Missionsdienst widmen, wurde von der englischen Konvertitin Dr. Margaret Lamont unter dem Namen „Alma Redemptoris Mater“ 1920 gegründet. Frau Dr. Lamont stellte sich der Mission in Indien zur Verfügung; die Erfahrung, die sie dort mit dem Mangel an Hygiene und den großen Leiden der mohammedanischen Frauen machte, die sich grundsätzlich weigerten, die Hilfe von männlichen Ärzten in Anspruch zu nehmen, ferner ihr Einblick in das protestantische Missionswerk, das bereits seit längerer Zeit über zahlreiche ärztlich geschulte weibliche Hilfskräfte verfügte, überzeugte sie von der Notwendigkeit, auch im Rahmen der katholischen Missionen den weiblichen Ärzten eine entsprechende Rolle zuzuweisen. Sie sah, daß die eingeborenen Frauen die protestantischen Missionen bevorzugten, weil sie von diesen bei ihren Krankheiten weiblichen Beistand und weibliche Hilfe erlangen konnten. Diese Erwägungen bestimmten sie zur Gründung der genannten Vereinigung „Alma Redemptoris Mater“, deren Mitglieder in zwei Kategorien geteilt sind; die einen widmen sich den Missionen nur auf eine bestimmte Zeit, die anderen auf Lebensdauer. Gegenwärtig sind die Missionsärztinnen

der Vereinigung in China, Mesopotamien und Afrika tätig. Nach dem Beispiel von Frau Dr. Lamont organisierte Frau Dr. Anna Dengel, eine gebürtige Tirolerin, 1925 in Washington die „Gesellschaft der weiblichen katholischen Missionsärzte“, die dem Schutz der heiligsten Jungfrau unterstellt ist. Der Gesellschaft gehören diplomierte Ärztinnen, Hebammen und diplomierte Pflegerinnen an. Die Mitglieder haben sich nach einer einjährigen religiösen und missionstechnischen Vorbereitung zu dreijährigem Missionsdienst zu verpflichten. Eine dritte Vereinigung weiblicher katholischer Missionsärzte ist das „Institut Deiparae“, das seinen Sitz in Renfrew-Saint Glasgow (Schottland) hat. Im Gegensatz zu den zwei vorgenannten Vereinigungen bilden die Mitglieder dieses Institutes eine geistliche Gemeinschaft nach der Regel des hl. Ignatius. Die katholischen Missionsärztinnen Deutschlands werden in dem Würzburger missionsärztlichen Institut zugleich mit ihren männlichen Kollegen herangebildet. Sie müssen sich zu zehnjähriger Missionsarbeit verpflichten.

Ein hervorragender protestantischer Richter Amerikas für päpstliche Schiedsgerichtsbarkeit. Der Pressedienst des amerikanischen National Catholic Welfare Council verbreitete die Rede, die Dr. James Brown Scott, Präsident der „American Society of International Law“ (Amerikanische Gesellschaft für Internationales Recht) bei deren Jahresversammlung in Washington gehalten hat. Er bezeichnete in ihr die Vatikanstadt als die geeignetste Vermittlungsstelle bei zwischenvölkischen Streitfällen. „Wir sind von dem Begriff der Größe so gebannt, daß wir uns von der Vorstellung kaum freimachen können, größere Staaten seien in jedem Fall besser als kleine . . . Würde man Streitfälle dem Vatikan zur Entscheidung vorlegen, so wäre die naheliegende Versuchung, materielle Gewalt zugunsten des einen oder anderen Teiles einzusetzen, ausgeschaltet. Der vatikanische Staat ist völlig frei von jeder Absicht territorialer Vergrößerung und besitzt die Voraussetzung der Gerechtigkeit, insofern er selbst nichts ist, als eine Anerkennung der Gerechtigkeit. Seine Entscheidungen, wie immer sie ausfallen mögen, müssen im Einklang mit dem Moralkodex der Jahrhunderte stehen und von einer geistlichen Auffassung der Dinge getragen sein, die weltlichen Richtern doch wohl zuweilen abgeht. Obwohl ich der presbyterianischen Konfession zugehöre, glaube ich doch mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß die Vatikanstadt, als päpstlicher Thronsit-

Vergißmich



Nummer 6

Juni 1932

50. Jahrgang



Zum Feste des hl. Petrus und Paulus

Vesperhymnus nach dem römischen Brevier

Aus ew'gen Landen stammend strahlt ein prächtig Licht
Und hüllt den heut'gen Tag in festlich gold'nen Schein,
Der um der Jüngerfürsten Stirn den Lorbeer flicht
Und Sünden frei die Bahn macht zu den sel'gen Reih'n.

Der Völkerlehrer und der Pförtner in dem Reich
Des Himmels, Väter Roms und Richter für die Welt,
Gelingen, der durch Kreuz, der durch des Schwertes Streich
Umkränzt zur sel'gen Schar im Himmelszelt.

O sel'ges Röm, durch zweier Fürsten hehres Blut
Zum einzigart'gen Heiligtum von Gott geweiht,
In deinem, von dem Blut benetzten Schoße ruht
Mehr, als die ganze Welt sonst birgt an Kostbarkeit.

Ruhm sei gebracht vom Weltall, Lob und Jubelsang
Der so hochhehren heiligsten Dreifaltigkeit,
Ihr, die da lenkt als einz'ger Gott des Weltalls Gang
Durch alle Zeitenräume, bis in Ewigkeit.



Geschichte der Mariannhiller Mission

Zum 50jährigen Bestehen Mariannhills

Von P. Dom. Sauerland, RMM.

(Fortsetzung)

Die Mariannhiller in Deutsch-Ost-Afrika. Dem Wunsche eines edlen Wohltäters folgend, unternahm Mariannhill im Jahre 1897 eine Missionsgründung in Deutsch-Ost-Afrika. Es wurde somit weit über die näherliegenden Interessen hinausgegriffen. Dieser unter größten Schwierigkeiten und herben Opfern vorgeschobene Posten war gleich von Anfang ein Sorgenkind. Nacheinander erkrankten alle Missionare infolge des ungewohnten, andersgearteten Klimas. Drei Priester mußten ihr Leben lassen. Allmählich besserten sich die Verhältnisse, doch erst 1899 konnte das eigentliche Missionswerk in Angriff genommen werden. Die Hauptstation war Neu-Köln in West-Ufambara, von wo aus mehrere Außenstationen errichtet wurden, die sich langsam, aber günstig entwickelten. Der Verkehr mit dem Mutterkloster wurde durch einen Prokurator in Tanga an der Küste geleitet. Nach Überwindung der größten Schwierigkeiten, besonders der schlechten Wohnungsverhältnisse, wurde die Arbeit in Schule und Mission erfolgsversprechend. Das Unternehmen wurde aber 1906 plötzlich abgebrochen von dem damaligen Administrator, Abt Edmund Obrecht. Ausschlaggebend war die allzugroße Entfernung und die Zentralisation Mariannhills. Die endgültige Übergabe der Mission an die Knechtstedener Missionskongregation vom Hl. Geist geschah im Mai 1907. Eine Wiederaufnahme der dortigen Mission unterblieb. Mariannhill selber, nebst seinen großen und kleinen Tochterstationen, nahm unter der zielbewußten Leitung des Abtes Amandus Schölzig also einen ungeahnten Aufschwung und entwickelte sich nach innen und außen.

Schwarze Schatten über Mariannhill. Leider blieb um diese Zeit Mariannhill nicht von Mißgeschick und Unheil bewahrt. Die Jahre 1895 und 1896 brachten eine furchtbare, bisher nie gesehene Heuschreckenplage. In Wäldern und Gärten, auf Äckern und Wiesen, allenthalben wurden von diesen gefräßigen, nimmerfatten Tierchen Verwüstungen angerichtet, die alle mühevollen Arbeit plötzlich vernichtete. Dazu kam über Südafrika um dieselbe Zeit die Rinderpest, durch welche auch Mariannhill in Mitleidenschaft gezogen wurde. Der Bevölkerung ging vielfach der ganze Viehbestand ein; das Mutterhaus mit seinen sechzig Insassen rettete nur wenige Kühe. Die Folgen dieses Unheils waren Verarmung, Teuerung und Hungersnot im ganzen Lande; dazu kamen noch Krankheiten, wie Blattern und eine bössartige Influenza (Grippe). Es entstanden Aufstände und in Johannesburg eine revolutionäre Bewegung. Vom Jahre 1899—1901 wütete der Burenkrieg, der das Land verödete und die Station Maria-Ratschik völlig vom Mutterkloster abschchnitt.

Ein Lichtstrahl im Dunkel. Kurz vor dem Burenkriege sollte dem apostolischen Vikariat Natal eine außerordentliche Gnade beschieden sein, an der auch die Mariannhiller voll aufrichtiger Freude teilnahmen. Im Mai 1899 konnte nämlich das Vikariat die dreifache Jubelfeier, das goldene Priester- und Ordensjubiläum und das silberne Bischofs-

jubiläum, seines Oberhirten Dr. Charles Solivet OMI. feierlichst be-
gehen. Mariannhill und seinen Missionaren war der Bischof stets ein
väterlicher Freund und Gönner gewesen, denn ihm verdankt Mariann-



Abtbenediction in Mariannhill (Abt Gerard) und 50 jähriges Priesterjubiläum des Abtes Franz

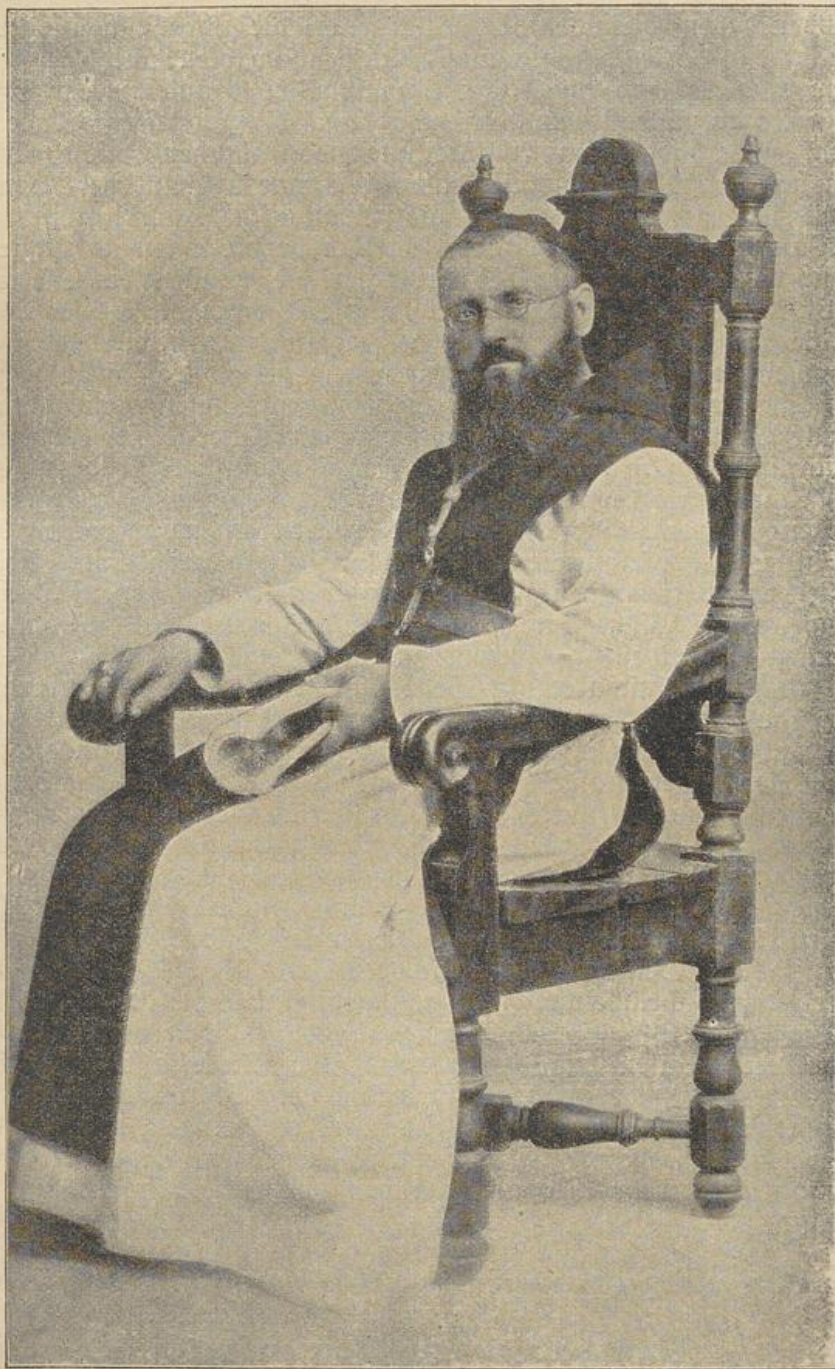
hill sehr viel, wenn nicht alles. Das Fest wurde darum auch im Mut-
terkloster in ganz besonders feierlicher Weise begangen.

Der sel. Heimgang des Abtes Amandus. Die Tage der Freude währ-

ten nicht lange. Ein halbes Jahr später ging die Kunde von einer ernstlichen Erkrankung des hochwürdigsten Abtes durch das ganze Missionsgebiet. Leider zu früh, am 28. Januar 1900, schied der heiligmäßige Obere, ein Ordensmann von hoher wissenschaftlicher Bildung, aus dieser Zeitlichkeit. Das war eine neue Heimsuchung für die Mariannhiller Mission. Sie verlor in dem Hingeschiedenen ihren eigentlichen Organisator. Unter ihm wurden die vielseitigen Ordensniederlassungen gleichzeitig gefestigt und bedeutend erweitert. War er von ganzer Seele Missionar, so war dennoch sein ganzes Streben vorzüglich auf die Pflege des Ordens- und Klostergeistes gerichtet. Seine ganze Sorge galt der Heranbildung künftiger Priester und Missionare, er selbst dozierte Moral und Ergeße den Scholastikern. Für Lehrerinnen errichtete er eine Präparandie. Eine Reihe von Verordnungen, die von tiefster Frömmigkeit bereitetes Zeugnis ablegen, gab er heraus; viele Schulen und würdige Gotteshäuser verdanken dem Abt Amandus ihr Dasein. Das geistliche und leibliche Wohl von 300 Missionaren, 400 Schwestern und 1600 schwarzen Kindern, Arbeitern und Pfleglingen lag ihm ob. Der Abt legte in großem Maßstab Gärten und Weinberge an und führte für sich persönlich ein strenges Mönchsleben. Der Verblichene hatte über seine Kräfte gearbeitet und gewirkt. Die Beisetzung nahm Bischof Solivet persönlich vor, der seinem Generalvikar stets ein hoher Gönner und Freund geblieben und ihm in letzter Stunde zur Seite stand.

Abt Gerard Wolpert. Die Wahl eines neuen Abtes fand am 14. September 1900 unter Vorsitz des Visitators, des Abtes Franziskus von Olenberg i. Elsaß statt. Schon beim ersten Wahlgang wurde der Hochw. P. Gerard Wolpert, Rektor der Missionsstation Censhochow, gewählt. Der neue Abt war geboren am 11. Juni 1855 zu Heilbronn in Württemberg. Im Jahre 1884 trat er, nach seinem Rücktritt zur hl. Kirche, er war protestantischer Stud. ing., in die Abtei Mariannhill als Klerikernovize ein und erwarb sich nach seiner Priesterweihe, als Novizenmeister, Prior der Abtei, Missionsinspektor und Leiter der großen Musterstation Censhochow, den Ruf eines gelehrten, tüchtigen und erfahrenen Missionars. Vertraut mit den Verhältnissen des Landes und der Leute, bekannt mit den Einheimischen und ihrer Art und Sprache, ausgerüstet besonders mit bautechnischen und landwirtschaftlichen Kenntnissen, galt P. Wolpert als der rechte Mann für das bedeutungsvolle Amt, „diese wahre Musterleistung deutscher Missionsarbeit“ fortzusetzen und zu vollenden, die Abt Franz Pfanner begonnen und sein Nachfolger so vorzüglich ergänzt hatte. Die feierliche Benediktion des neuen Abtes fand am Schutzengelfest statt. Die Tage vom 2. bis 4. Oktober 1900 waren für die ganze Mariannhiller Mission Südafrikas Festtage, die gleichzeitig „ein Siegesfest des Katholizismus im Heidenland und eine großartige Manifestation katholischer Einheit mitten unter den zahllosen Sekten des schwarzen Erdteils“ werden sollten. Am 2. Oktober fand nämlich die feierliche Abts-Benediktion durch Mgr. Solivet statt und mit dieser erhabenen Feier verband sich das Fest des goldenen Priesterjubiläums des noch rüstigen P. Franz, resignierter Abt und Gründer von Mariannhill. Zu diesem großen Doppelfeste waren schon lange Vorbereitungen getroffen worden, Einladungen ergangen an Bischöfe und Priester religiöser Genossenschaften und hochgestellte wie befreundete Personen weltlichen Standes. Von

Genstocow waren 130 Schulkinder erschienen, um an dem Mariannhiller Familienfest teilzunehmen, daß, wie alle sonstigen Feierlichkeiten, hauptsächlich der großen kath. Aktion in Afrika dienen sollte. (Fortf. folgt).



Abt Gerard Wolpert

Missionsenzyklika Papst Pius XI.

Bedeutung des beschaulichen Lebens für die Missionen

Bisher haben wir über die Mitarbeiter, die Ihr Euch ausgewählt habt, und wie Ihr sie in Zukunft auswählen sollt, gesprochen. Eins möchten Wir in dieser Frage Eurem Eifer und Eurem Streben noch nahelegen. Wenn das durchgeführt wird, so dürfte es, wie Wir glauben, einer schnelleren Ausbreitung des Glaubens nicht geringen Nutzen bringen. Wie hoch Wir das sogenannte beschauliche Leben einschätzen, das bezeugt überreich die Apostolische Konstitution, durch welche Wir die schon von Anfang an von den Päpsten gebilligte und jetzt nach den Rechtsnormen des kirchlichen Gesetzbuches verbesserte Regel des Kartäuserordens vor nunmehr zwei Jahren mit großer Freude durch die Apostolische Gutheißung bestätigt und bekräftigt haben. Diese Gewohnheit des streng beschaulichen Lebens muß durch Gründung von Klöstern in die Missionsgebiete eingeführt und immer weiter verbreitet werden. Hierzu ermahnen Wir die obersten Leiter dieser Orden eindringlich und auch Ihr müßt dafür sorgen, Ehrwürdige Brüder, Geliebte Söhne, durch stets neue unablässige Bitten, mögen sie gelegen oder ungelegen kommen. Diese Einsiedler werden in wunderbarer Weise eine Fülle von himmlischen Gnaden auf Euch und Eure Arbeiten herabziehen. Es ist auch nicht daran zu zweifeln, daß diese Mönche bei Euch am rechten Platze sind. Denn die Eingeborenen sind, besonders in bestimmten Gegenden — obwohl zum größten Teile Heiden — von Natur aus zur Einsamkeit, zu Gebet und Betrachtung veranlagt. Hier schwebt Uns das große Kloster vor Augen, das die Trappisten im Apostolischen Vikariat Peking gegründet haben, wo ungefähr hundert Mönche, von denen der größte Teil Chinesen sind, durch Übung der vollkommensten Tugenden, durch ununterbrochenes Gebet, durch ein rauhes Leben und geduldige Arbeit, sowohl den gütigen Gott sich und den Ungläubigen versöhnen und geneigt machen, wie sie auch diese durch ihr wirksames Beispiel für Christus zu gewinnen suchen. Hieraus ergibt sich mit aller Klarheit, daß unsere Einsiedler unter voller Wahrung des Gesetzes und des Geistes ihres Gründers, und ohne irgendeine äußere Tätigkeit auszuüben, einen nicht geringen Anteil an dem glücklicheren Ausgang der Missionsarbeit nehmen können. Wenn die Leiter dieser Orden Euren Bitten nachkommen und eine Niederlassung der Ihren begründen, wo immer es nach gemeinsamer Beratschlagung für gut befunden wird, dann werden sie ein Werk vollbringen, das für die so außerordentlich große Zahl von Heiden den größten Segen bringt, und das auch Uns, mehr als man glauben möchte, erwünscht und angenehm ist.

Der heidnische Hauptmann

Von P. Otto Grimm, R.M.M., Missionsstation Marialinden

Der alte Basutohäuptling war uns eigentlich nie böse gesinnt, seine Hauptfrau ist seit einigen Jahren Christin und auch manche seiner Kinder. Sein ältester Sohn jedoch hielt fest an den heidnischen Über

lieferungen, wenn er auch eine andersgläubige Frau nahm. Solange die katholische Hauptfrau des alten Häuptlings am Leben ist, wären keine Schwierigkeiten für die katholische Kirche und Religion in dieser Lokation zu befürchten. Grauer sieht die Zukunft aus, wenn der erste Sohn des alten Häuptlings aus Ruder käme, so hätten die Andersgläubigen den Haupteinfluß, wegen der andersgläubigen Häuptlings- od. Chieffrau. Das konnte man jetzt schon merken, seit der jüngere Häuptling seinem alten Vater in der Verwaltung hilft. Da machte auch die jüngere Häuptlingsfrau schon ihren Einfluß geltend und gibt immer den Andersgläubigen den Vorzug. Darum galt es: „Retten, was zu retten war.“

„Alter Soldat“, sagte ich mir, „das Gelände Ha Inpassa Lokation mit Höhe, muß genommen werden.“ Strammes Kommando, stramme Ausföhrung! Eines schönen Tages machte ich mit meinem Katecheten, der auch der Sohn eines großen, verstorbenen Häuptlings ist, eine „Schleichpatrouille“ aber zu Pferd natürlich, zum Häuptlingskraal. „Der Feind“ bezw. der Häuptling wurde im Lager „gesichtet“. Also gut getroffen. Nach der üblichen Begrüßung und Erkundigung nach dem Befinden („Lebst du noch“) erkundigte ich mich nach der christlichen Hauptfrau, der mein Besuch gelten sollte, da sie ja zu meiner Kirche gehöre. Die anwesenden Heiden und Andersgläubigen trauten der Sache nicht ganz. Sie vermuteten mehr hinter meinem freundlichen Besuch. Später hörte ich die Bemerkung: „Wo die katholische Kirche und Lehre hinkommt, wirkt sie wie Gift auf die anderen Religionen und ertötet diese.“ Gelegentlich beantwortete ich diesen Vorwurf später, und fragte, welche Kirche wohl am lebensfähigsten sei unter den vielen in dieser Gegend, die Sekten, die seit 100 Jahren da sind, oder die Katholiken, die erst seit 40–50 Jahren hier wirken. An den Früchten könne man die Güte und Kraft des Baumes erkennen. — Da schwiegen alle Flöten, zumal der Häuptling laut ins Horn stieß und sagte: „Die römische, die große Kirche (von der die andern herkommen wollen) hat hier bei uns Schwarzen am meisten geleistet.“ Damit kennen wir also die Gesinnung des alten Chieffs. Trotzdem wollte er nicht recht katholisch werden, weil er dann seine Nebenweiber und manche heidnische Gebräuche hätte aufgeben müssen. Ja, die strenge katholische, reine Sittenlehre, will manchem alten Heiden, auch den jungen nicht in den Kopf. Sie möchten hier halt zwei Herren dienen, Gott in ihrer Weise und zugleich auch ihren eigenen Gelüsten. So war auch der Häuptling, er mochte es nicht mit dem Herrgott verderben, aber auch nicht mit seinen Nebenweibern und Heiden. Kurz und gut, „er war halt ein heidnischer Hauptmann“. Ich suchte dem „Feind vorzutäuschen“, besser gesagt, ich packte ihn an der schwachen Seite und reizte seinen Ehrgeiz, der ja bekanntlich bei Leuten dieser Art eine gute Angriffsfläche bildet.

„Morena“, hub ich an, „schau, ich kam, um dich zu begrüßen und dir Ehre zu erweisen, weil deine Großfrau ein Kind unserer Kirche ist. Auch manche deiner Leute gehören zur katholischen Kirche. Es wäre angebracht, deiner Frau und deinen katholischen Leuten öfters eine hl. Messe zu lesen, weil sie so weit zur Kirche haben.“ Der Chieff und die Protestanten fürchteten schon, ich wolle einen Bauplatz für eine Kapelle haben. Darum sagte ich von vorneherein, ich wolle keinen Bauplatz. Ich würde nur bei einem Christen im Kraal die hl. Messe lesen. Doch bedeute es eine so große Ehre, in einem Privatfraal Gottesdienst zu halten, daß ich diese Ehre in erster Linie dem Häuptling selbst anbieten müßte. Da blickte es auf in den Augen des alten Männleins, stolz warf er sich in

die Brust im vollen Bewußtsein seiner Macht, obwohl er nur ein Graf von Habenichts ist. Dann sagte er gravitatisch: „Komm, schau, diese Hütte biete ich dir an als Kapelle.“ Und zum Staunen der anwesenden heidnischen und andersgläubigen Männer schenkte er mir die schönste Hütte seiner Kraalanlage. Ich danke Gott im Herzen und dem Chief drückte ich die Hand und sagte: „Das ist das Haus Gottes, er lohne es dir und segne dich.“

Das war der Anfang der Dinge, die da kommen sollten. Schon in der nächsten Woche schickte ich Altar (ein einfacher Tisch) und Meßkoffer mit Meßgewändern und den nötigen Sachen hin. Der Chief bekam keine Zeit, sein Versprechen rückgängig zu machen. Die Andersgläubigen wurden rasend, und suchten beim Chief alles wieder rückgängig zu machen. Sein eigener Sohn ließ sich durch Versprechungen verlocken und trat in die andersgläubige Kirche als Katechumene ein und seine eigene andersgläubige Frau ging zum weißen Missionar und brachte ihn auf die Beine. Wiederholt kam dieser in diese Gegend und zum Chief, obwohl er sich früher nie hatte blicken lassen. Immer hatte er nur seinen schwarzen „Evangelisten“ hingeschickt. Menschlich gesprochen schien alles wieder verloren. Aber die Schwestern der Station hatten mich gut durch ihr Gebet unterstützt. Der Vortreffer mitten in den Häuptlingskraal hatte gut gegessen. Ich las jeden Monat dort die hl. Messe und schickte jede Woche meinen Katecheten zum Unterricht hin. Den Chief und seinen andersgläubigen Sohn nebst Frau lud ich jedesmal unerfrohen und vornehm zum Gottesdienst ein. Sehr oft erschienen sie, oft nicht. Inzwischen wurde viel gebetet, manche Opfer wurden gebracht, wohl ein ganzes Heer von Vetern veranstaltete ein Trommelfeuer in meiner Meinung, die Gnade Gottes war mit uns. Der Sieg war unser. —

Nach zwei Jahren zählt der alte Häuptling Inpalla zu uns, als Mitgefangener in Christo. Aus dem „heidnischen Hauptmann“ ist ein Chief Paulus geworden. „Der Hauptmann wurde gläubig und sein ganzes Haus mit ihm“. So lautete mein Predigtthema in der Kirche, als der „heidnische Häuptling“ vor dem Altare kniete als neugetaufter Chief Paulus, ihm zur Seite seine Großfrau Maria; die anderen Frauen hatte er versorgt und entlassen. Sein Sohn und Nachfolger im Amt nebst seiner protestantischen Frau knieten daneben als neuaufgenommene Katechumenen und bereiteten sich mit Eifer auf die Taufe und Erstkommunion vor. Der alte Chief Paulus hatte bereits das Glück, am hl. Weihnachtsfest in der Miternachtsmesse die erste hl. Kommunion zu empfangen. Außerdem erhielt ich in seiner Lokation einen schönen Bauplatz für eine Außenkapelle.

Viele Leute dort meldeten sich als Katechumenen und bauen bereits an der neuen Außenstation mit, die jetzt als Außenstation St. Paul ins Register eingetragen ist.

„Helm ab, zum Gebet!

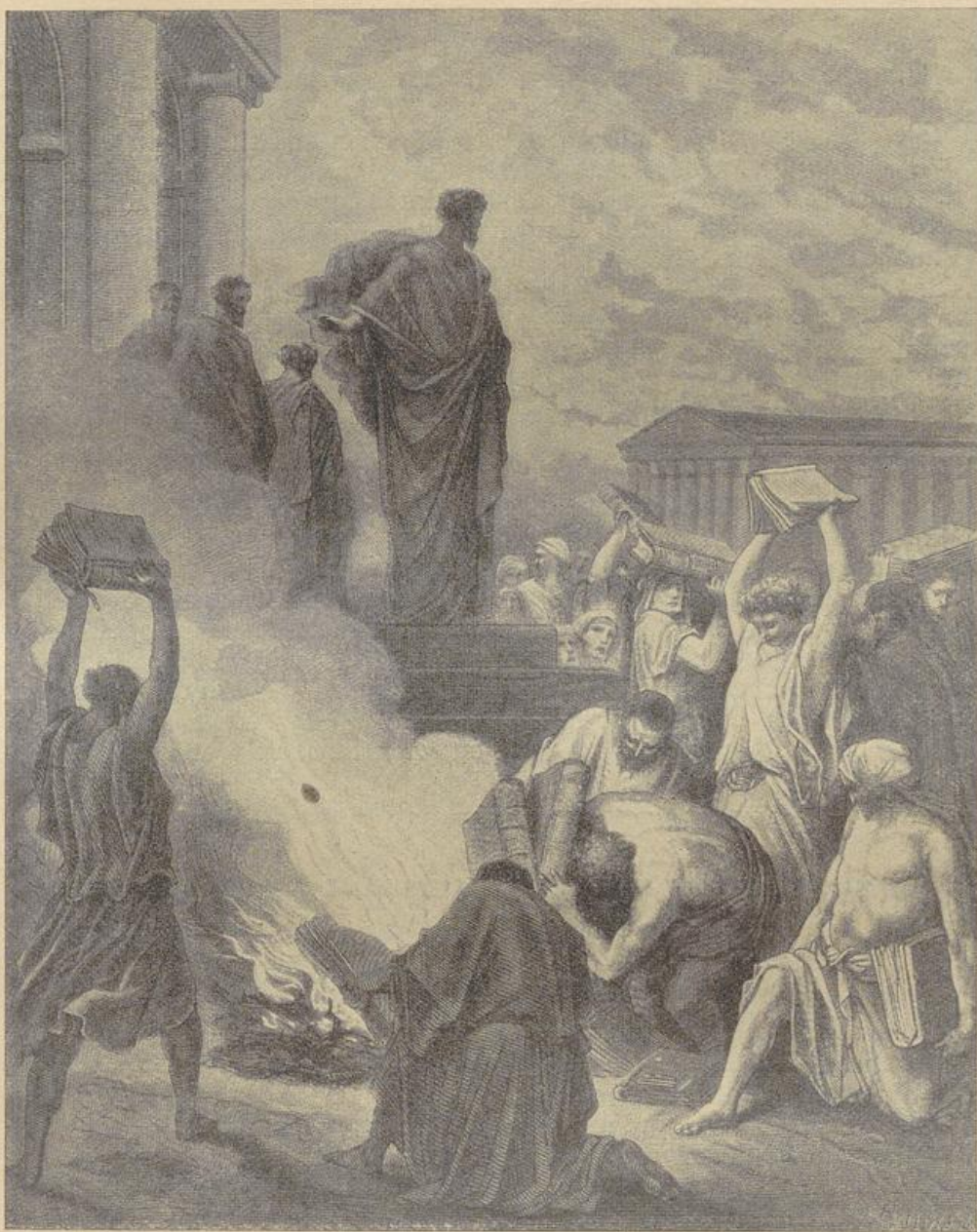
Danket dem Herrn, denn er ist gütig,

Und seine Güte währet ewiglich!“



„Wir haben das Vertrauen, daß der katholische Erdfreis nicht zuläßt, daß unsere Missionare, die den echten Samen ausstreuen, mit Not kämpfen müssen, während andere, die den Irrtum verbreiten, im Übersfluß der Mittel leben.“

Benedikt XV.



Dorè: Paulus zu Ephesus

Volkszählung u. Erziehung bei den Eingeborenen

Von P. Bernhard Huß RMM.

Nach einer Verordnung des Südafrika=Amtes von 1909 soll eine Zählung der europäischen Bevölkerung alle 5 Jahre stattfinden, beginnend mit dem Jahre 1911. Alle 10 Jahre wird die gesamte Bevölkerung gezählt. Der Termin für diese Zählung ist der erste Dienstag

im Mai des betreffenden Jahres. Infolgedessen fand eine Zählung der weißen Bevölkerung im Jahre 1911, 1921 und 1926, und für die Eingeborenen 1911 und 1921 statt. Eine allgemeine sollte also dieses Jahr wieder stattfinden und zwar am 5. Mai. Doch es wurden nur Weiße, Farbige und Indier gezählt. Die Eingeborenen wurden von der Zählung ausgeschlossen, obgleich die notwendigen Vorbereitungen mit einem Kostenaufwand von 5000 Pfund getroffen worden waren. Durch diesen Ausschluß der Eingeborenen hoffte die Regierung 50 000 Pfund zu ersparen.

In Südafrika sind 88 Prozent der Eingeborenen Analphabeten (in Amerika 20 Prozent der Neger), und nur 25 Prozent aller Eingeborenenkinder besuchen die Schule (in Amerika 75 Prozent der Negerkinder). Mit Rücksicht auf die finanziellen Schwierigkeiten wurden im April d. J. keine weiteren Eingeborenen Schulen eröffnet, die Zahl der Lehrer vermindert und der Gehalt der Eingeborenenlehrer bedeutend herabgesetzt.

Diese bedauernswerte Politik kann nicht ohne Rückwirkung auf die Mission bleiben. Unter den veränderten Bedingungen, welche den Eingeborenen durch die europäische Kultur aufgedrängt wurden, ist eine gute Schulbildung für die Eingeborenen Kinder unerläßlich. Nur so sind sie fähig, in den beschränkten Grenzen, die ihnen gelassen sind, sich einigermaßen zu entwickeln. Die C. A. U. (kathol. Volksverein), die um die Verbesserung der Lebensbedingungen für die Eingeborenen auf der ganzen Linie kämpft, wird wenig Erfolg haben in den Gemeinden, die sich zum größten Teil aus Analphabeten zusammensetzen.

Eine wichtige Änderung in der Gesetzgebung für die Eingeborenen

Freiheit für die Frau des Eingeborenen

Unter den verschiedenen Änderungen, die jüngst im Eingeborenenrecht von der Regierung erlassen wurden, ist die über die Befreiung der Frau des Eingeborenen. Früher konnte bei den Schwarzen weder ein Mädchen, noch eine Frau, noch eine Witwe irgend etwas besitzen, weder Mobilien noch Immobilien. Was immer sie erworben haben mochte durch ihren Fleiß oder durch Sparsamkeit, gehörte ihrem Vater oder ihrem Mann oder ihrem sonstigen legalen Beschützer, Bruder oder Onkel. Auf diese Weise wurden manchem Mädchen und mancher Frau ihre Güter weggenommen von ihrem Vater, Onkel oder Bruder, wenn dieser Schulden zu zahlen oder ein Brautgeschenk zu machen hatte. Folgendes ist ein typischer Fall.

Es lebte eine gut christliche Familie in einer Stadt. Der Mann war fleißig und sparsam und erwarb ein Haus und konnte auch noch ein Bankguthaben zurücklegen. Als er starb, kam sein heidnischer Bruder und nahm der Frau alles weg, so war es „Gesetz“ und die arme Frau bekam keine Abfindung. Durch den neuen Regierungserlaß können jetzt die eingeborenen Mädchen und Frauen befreit werden durch eine Magistratsperson von der Kontrolle ihrer Verwandten. Diese Gesetzesänderung bedeutet also einen großen Fortschritt für die eingeborene Frau. Fr. B.

Katholische Jugendorganisation in Südafrika

Die Zeitung für Eingeborene, „Um-Afrika“, bringt die erfreuliche Nachricht, daß in Südafrika, im Vikariat Natal, die katholische Jugendorganisation unter dem Namen „The Catholic Young Men's Association“, kathol. Jungmännerverband, bereits festen Fuß faßt und Ansätze zeigt, die zu den besten Hoffnungen berechtigen.

Diese Vereinigung wird bestrebt sein, die Bestrebungen der katholischen Union von Südafrika (CAU.) praktisch durchzuführen. Die kathol. Union von Südafrika ist, um es hier kurz zu sagen, für das katholische Südafrika das, was für uns etwa der Volksverein ist.

Die Zeitung führt folgende Einzelheiten des Programmes an:

Ziele

1. Förderung des religiösen Lebens des kathol. Jungmannes in Hinsicht auf den Besuch des Gottesdienstes und Sakramentenempfang; in Hinsicht auf Erhaltung eines reinen, tadellosen Charakters und Erreichung religiöser Kenntnisse.

2. Sorge für eine einwandfreie und gesunde Erholungsmöglichkeit.

3. Förderung und Erweiterung des profanen Wissens der Mitglieder mit besonderer Berücksichtigung ihrer Gewerbe- oder Beschäftigungsarten.

4. Sorge für Beschäftigung der Mitglieder; Schutz ihrer Rechte in Arbeitsverträgen in Hinsicht auf eine entsprechende Bezahlung und gesunde Bedingungen.

Wege

1. Monatliche hl. Kommunion für alle Mitglieder am ersten Sonntag des Monats.

2. Am Nachmittag jeden ersten Sonntags im Monat, und zwar nachmittags nach dem sakramentalen Segen, ist Hauptversammlung mit Lektüre.

3. Die monatliche Ausschuß-Sitzung findet jeweils am letzten Freitag des Monats statt.

4. Bildung von Sportvereinen (Fußball, Tennis usw.).

5. Mitarbeit der Mitglieder in Kirchenchören.

Mitglied kann jeder Eingeborene, verheiratet oder unverheiratet, werden, sofern er den Bestimmungen Folge leistet, die für die Zulassung zur kath. Union von Südafrika festgelegt sind.

Als Ämter kommen in Frage, ein Präses und Vizepräses; ein Sekretär und Vizesekretär; ein erster und zweiter Kassierer. Sie werden auf ein Jahr gewählt, sind aber wieder wählbar. Die obengenannten Ämter mit noch vier Ersatzeuten, die von der Hauptversammlung gewählt werden, bilden das ausführende Komitee. Sie sind befähigt, falls im Laufe des Jahres einer der erwähnten Offizialen ausscheidet, für die Zwischenzeit seine Stelle einzunehmen.

Der Eintrittsbeitrag beträgt 1 Schilling für diejenigen, die nicht zu einer Abteilung der kathol. Union von Südafrika gehören. Der Beitrag gehört dem Hauptausschuß des Vereins.

Der Jahresbeitrag beträgt 3 Schilling für die ordentlichen Mitglieder und ist jeweils bei der Jahreshauptversammlung am Sonntag nach dem 21. Juni zu zahlen.

Der Patron dieses kathol. Jungmännervereines ist der hl. Morysius, dessen Fest am 21. Juni gefeiert wird. Die Jahreshauptversammlung und die Wahl der Amtsträger ist ebenfalls am Sonntag nach dem 21. Juni.

Anwachsen der Ehescheidungen unter den Eingeborenen

Im Jahre 1929 wurde das Eingeborenen-Berufungsgericht errichtet, um Berufungen anzuhören gegen Verurteilungen des Magistratsgerichtes. Es behandelt auch die Ehescheidungen der Eingeborenen und hat Vollmachten auch über christliche Ehen. In den vergangenen Sitzungen dieses Gerichtshofes belief sich die Zahl der Ehescheidungen auf etwa 5, aber in der letzten Sitzung, die gegen Ende des Jahres 1931 gehalten wurde, kamen nicht weniger als 26 Ehescheidungen zur Verhandlung.

Bei den verschiedenen Änderungen, die im Eingeborenenrecht gegen Ende des vorigen Jahres vorgenommen wurden, ist auch eine, die eine größere Erleichterung der Ehescheidung brachte, und jetzt zeigt sich schon die Auswirkung.

Fr. B.

Der zehnte afrikanische katholisch-soziale Kurs

abgehalten auf der Missionsstation Mariazell, Südafrika

Zum zehnten Male trafen sich die eingeborenen Lehrer, Farmer und Arbeiter zu ihrem jährlichen sozialen Kurs unter der Führung des Gründers dieser Einrichtung, des H. H. Msgr. P. E. Hanisch, Apostolischer Präfekt von Umtata und des H. H. P. B. Huß RMM.

Als Erfolg von früheren Kursen her ist zu buchen, daß unter den Eingeborenen, besonders denen der kathol. Mission, der Ruf nach einer Organisation immer lauter wurde, die sie in den Stand setze, besser für ihre religiösen, geistigen, sozialen und materiellen Bedürfnisse zu sorgen und die es unternimmt, an der Hebung ihrer Rasse und an der Verständigung zwischen Europäern und Eingeborenen zu arbeiten.

So wurde im Jahre 1927 die „Katholisch-Afrikanische Union (CAU, nach der englischen Bezeichnung Catholic-African Union) gegründet und seit dieser Zeit arbeitet der soziale Kurs und die genannte Organisation Hand in Hand in der Weise, daß die Generalversammlung der CAU und der soziale Kurs zu gleicher Zeit und am selben Orte stattfindet. Das war auch der Fall auf der Tagung vom 31. Dezember bis zum 5. Januar 1932, wo etwa 30 Patres und ebensoviele Brüder und Schwestern und über 100 Eingeborene von 20 bis 65 Jahren auf der Missionsstation Mariazell zusammentrafen. Die Eingeborenen kamen aus dem Kapland, Natal, Transvaal, Freistaat, Basutoland, Transkei und Pondoland.

Jeder Tag begann mit einer hl. Messe und mit Predigt. Am Vormittag wurden dann Vorträge gehalten über folgende Themata: Die Zusammenarbeit (der Schwarzen!) und die Lehre vom Menschen als einem sozialen Wesen, gehalten von H. P. B. Huß RMM.; Hygiene, von Dr. R. J. Mc Murtrie; Landwirtschaft, von Ehrw. Br. Fabian RMM.; Buchführung, von Herrn W. G. Massey, Leiter des Eingeborenen-Lehrerseminars in Mariazell. Von Schwestern des Kinderheims wurden Unterrichtsstunden gegeben für Frauen über Kinderlieder und Wanderbewegung. Nachmittags wurde Unterricht erteilt in folgenden Handwerken: Korbflechten, Schreinerei, Gärtnerei, Bienenzucht, Kochen, Zuschneiden, Sticken, Häkeln und Stricken. Die Versammlungen der CAU. mit seiner Farmer- und Lehrerabteilung wurden auch nachmittags ge-



Teilnehmer an der Sommerschule in Mariazell, Südafrika
(Eingeborene Lehrer und Lehrerinnen: sozialer Kurs)

halten und wichtige Geschäfte wurden abgeschlossen. Die Abende wurden benutzt zu Spielen im Freien und im Hause, um die Nachrichten aus den mannigfachen Zweigen der CAU. zu lesen oder um einen guten Film anzusehen.

Der Kurs wurde geehrt durch den Besuch des Hochwürdigsten Bischofs Fleischer von Mariannhill und des Herrn Frank Brownlee, Magistrat von Matatiele. Letzterer hielt einen interessanten Vortrag über seine persönlichen Erforschungen der Gebräuche und Gewohnheiten der Buschmänner, wobei er eigene Erlebnisse zum Besten gab. Fr. B.

Missionsskizzen

Von Schwester M. Amata CPS.

Erste Hochzeitsfeier in Cofimbaba

Es war im Januar, als hier im Kapellchen zwei junge Leute den Bund fürs Leben schlossen. Ein trüber Tag war's und Regen wohl sehr erwünscht, doch heute erschien er manchem überflüssig. Agnes Saliwa, die Braut, war früher Lehrerin in der Mariannhiller Mission gewesen. Ihre

Heimat ist etwa eine Stunde von hier entfernt. Ihre Eltern sind bereits tot, und so hat ihr älterer Bruder für sie zu sorgen. Früh am Morgen richtete er einen großen Wagen her, überspannte ihn mit Segeltuch, durfte doch die Braut auf dem Wege zur Kirche nicht gesehen werden. Er spannte 12 Ochsen vor den Wagen und befestigte am ersten eine große weiße Fahne. Nun konnten Braut und Bräutigam und einige Frauen einsteigen, die Braut wurde in ein großes Tuch, das vom Kopf bis zu den Füßen ging, eingehüllt. Auf der Station angekommen, stieg sie eilends aus und schritt in der Mitte ihrer Begleiterinnen, die ihre Brautkleider trugen, zur Schule, um sich dort festtäglich herzurichten. Ihr weißes Brautkleid hatte eine Schleppe, wohl eineinhalb Meter lang. An den Enden waren lange Bänder, an denselben wurde sie von zwei Frauen nachgetragen. Auch hatte sie einen schönen Kranz und Schleier. In der Hand hatte sie einen langen, weißgezierten Stock. So aufgeputzt schritt sie zum Kapellchen, von einer großen Menge Volkes begleitet. Viele mußten draußen Platz nehmen. Während der hl. Messe begann es zu regnen und die Draußenstehenden mußten in die Zimmer flüchten. Als Braut und Bräutigam die Kapelle verließen, wurden sie mit einer Menge Glitterpapier bestreut. Wegen des starken Regens mußten sie im Schulzimmer Platz nehmen. Die beiden Frauen trugen ihre Schleppe sorgfältig, halfen ihr auf den Stuhl sich hinsetzen und trockneten ihr das Gesicht ab. Die Braut schaute beständig auf den Boden, verzog keine Miene dabei und sagte kein Wörtchen. Nun geschah etwas zum Lachen. Der Bräutigam setzte sich auf einen Stuhl, der nicht besonders fest war und so brach er unter ihm zusammen und der arme Bräutigam lag am Boden. Schnell sprangen seine Begleiter herbei, hoben ihn auf und setzten ihn auf eine Bank, was auch viel sicherer war. Nach einer Weile zogen Braut und Bräutigam ihre Festkleider wieder aus und schlüpften wieder in den Wagen. Zu Hause angekommen, begann dann der Tanz, mit dem üblichen turmähnlichen Ruchen. Am folgenden Tage ging es dann zur Heimat des Bräutigams und dort wurde abermals gefeiert.

Wie sich eine schwierige Frage von selbst löste

Von P. Joseph Kammerlechner RMM.

Hier in Empandeni ist es eine Plage, bis man sich nur ein wenig Obst heranziehen kann. Man hat kein Wasser für einen Obstgarten und dann diese gierigen kleinen Vielsraße, die Termiten, vernichten alles, was irgendwie Holz heißt. Es ist also eine Plage, bis man ein paar Bäumchen herangezogen, aber wenn es dann erst einmal so weit ist, daß zur Freude aller Früchte vom Baum zu fröhlicher Mahlzeit laden, dann beginnt die Plage erst recht; denn da kommt ein Heer von frechen Vögeln, die meinen, sie müssen alles für sich haben und den Missionaren auch nicht das Geringste übrig lassen wollen. Da haben wir nun in Empandeni zwei Pfirsichbäumchen und die waren über und über voll Früchte. Das hatten nun auch bald die Vögel heraus, und waren gar nicht heikel, sondern fielen in Scharen selbst über die unreifen Früchte her. Daß wir damit nicht einverstanden sein konnten, ist leicht zu verstehen, wenn man bedenkt, daß diese zwei Bäumchen fast unseren ganzen Obstgarten darstellen. Wie aber dem Abel abhelfen, wenn wir nicht ganz leer ausgehen wollten? Da machte ich einmal die Bemerkung, ein lebendiger Raubvogel würde wohl mehr abschrecken, als einen toten aufzuhängen. Wenige Tage später kam ich von einer Außenschule zurück und ging zu den beiden Bäumchen, um zu

sehen, welchen Schaden die Vögel wieder angerichtet. Doch was sehe ich da zwischen den Zweigen, einen leibhaftigen Habicht, einen prächtigen Kerl. Unser Jäger, Br. Mauritius, wollte mir einen schießen, hat aber nicht daran gedacht, daß ich ihn lebendig haben wollte und hat es gar nicht gut mit ihm gemeint, da er ihm auch noch den Hals umdrehte. Der Alois aber, einer unserer Schulbuben, brachte ihn noch lebend zum Br. Siegfried in die Schreinerei und der wußte sofort Bescheid: genau was der Pater haben will. Also wurde dem „Moritz“ nichts mehr weiter zuleide getan und er erhielt seinen Posten angewiesen als Hüter unserer Pfirsichbäume. Diese Beförderung wußte er zwar schlecht zu schätzen und er hat es nicht an ständigen Fluchtversuchen fehlen lassen, aber seitdem ihm Br. Siegfried eine schöne Ledergamasche gemacht, die als Fußfessel mit einem langen Strick unzertrennlich ihn mit den Pfirsichbäumen verband, tat der Moritz ohne viele Mühe seine Pflicht. Anfangs war die Fütterung etwas schwierig, da ihm der Schuß, wie es schien, den Hals verwundet und so das Schlucken ihm Schwierigkeiten machte. Er wollte genau nach seinem Geschmack bedient sein; nämlich die Vögel mußten ihm lebend präsentiert werden, aber dann machte er auch reinen Tisch und zeigte guten Appetit. Aber die Freiheit war doch zu lockend für ihn, denn trotz der guten Kost und seiner leichten Arbeit, wollte es ihm garnicht recht gefallen. Aber wie schon gesagt, seine Pflicht hat er getan, seine Gegenwart allein war vollkommen genug, daß sich auch kein einziger So awag (ein dem Nußhäher ähnlicher Vogel) mehr in die Nähe wagte. Nur die kleineren Vöglein, die, wie es scheint, von der Familie, der unser Moritz angehörte, nicht gejagt werden, kamen noch, wohl mit einigem Herzklopfen, zu unseren Pfirsichen. Die So awag schimpften den ganzen lieben langen Tag von allen Bäumen der Nachbarschaft zu unserem Moritz herüber, den aber focht das nicht an. Der Moritz ging aber auch nicht weg, nicht etwa, weil er selbst gern unter den Pfirsichbäumen stand, o nein, sondern weil ihm die Ledergamasche gar zu gut paßte und der Strick ihn nicht losließ, wenn er auch noch so oft hochzufliegen versuchte. So hütete er getreu die Pfirsiche vor jedem Überfall der So awag, dieser gefräßigen Räuber. So wurden die Pfirsiche reif und es blieb auch etwas für den Tisch der Missionare übrig. Die Pfirsiche wurden aber auch fertig und was nun mit dem Moritz tun? Das war nun die schwierige Frage. Sollte man ihn abmurksen für seine treuen Dienste? Oder sollte man ihn abrichten, auch auf die kleinen Vögel zu gehen, damit er dann auch unsern Weinstock gegen Raubüberfälle hüten konnte? Diese Frage wurde von Moritz selbst spielend gelöst. Während wir eines Mittags bei der Rekreation saßen, ist es ihm gelungen, den Draht, der seinen Ledergamaschen an der Schnur festhielt, abzubrechen, und er hat sich freudig wohl mit dem Ledergamaschen in die Lüfte geschwungen. Er wird wohl keine Lust mehr haben, sich für nächstes Jahr wieder als Pfirsichhüter anstellen zu lassen. Wer aber einmal einen Habicht schießt, mit einer Ledergamasche am Fuß, weiß nun, welch edles Tier er erlegt hat.

Volksgesang in Empandeni

Daß die Franken gerne singen, das ist ja allbekannt und es war ein Frankenbischof, Erzbischof Joseph von Stein, der den Volksgesang in der Kirche, auch im Süden Bayerns einführen wollte und dabei auf große Schwierigkeiten stieß. Viele Priester haben sich daraufhin sehr für den Volksgesang bemüht und auch manche Erfolge zu verzeichnen gehabt. Auch in der Mission findet man nun überall den Volksgesang eingeführt und die Zulus z. B.

gelten als ausgezeichnete Sänger. Meistens aber muß an Festtagen der Volksgefang zurücktreten und ein ausgewählter Sängerkhor tritt an seine Stelle, um das lateinische Hochamt zu singen. Nicht so ist das in Empandeni. Da tritt der Volksgefang niemals zurück, auch das lateinische Amt wird vom Volke in seiner Gesamtheit gesungen. Das klingt so mächtig durch den weiten Raum unserer Missionskirche, wenn z. B. am hochheiligen Weihnachtsfest die Kirche bis zum letzten Platz gefüllt ist und das Hochamt von mehreren 100 Leuten gesungen wird. Das ist in vollem Einklang auch mit den kirchlichen Vorschriften, die, strenggenommen, keinen Text in der Muttersprache zulassen will für das Hochamt. So ist es mir möglich gewesen,



Weisse Teilnehmer an der sog. Sommerschule in Mariazell.
Erzellenz Bischof Fleischer und Msgr. Hanisch, Apost. Präseft

selbst auf einer Außenschule am Feste des hl. Franz Xaver, unseres Missionspatrons, ein Hochamt zu singen, das erste, das ich auf einer Außenschule gesungen habe und vielleicht überhaupt eine wahre Seltenheit in der Mission. So dürfen wir uns freuen, daß die Mission trotz vielfach recht schwacher christlicher Erscheinung, doch auch der Heimat sogar manches voraus hat.

Ein ruhiger Tod

Neulich wurde ich zu einem sterbenden Mann gerufen. Es war wirklich ein sehr guter Kerl. Seinen Beruf nannte er Maurer, aber er hat mit seiner Kunst unseres Baubruders Geduld auf ganz gewaltige Proben gestellt. Doch jetzt ist er tot und in der Ewigkeit wird er wohl keine Schwierigkeiten mehr haben mit Ziegelsteinlegen. Also wie gesagt, bin ich zu diesem Mann gerufen worden und habe ihm die hl. Sterbesakramente gespendet, die er mit großer Andacht empfing, mit rührender Rindlichkeit hat er mir die Stoßgebetlein nachgebetet. Als ich dann bereits die Hütte verlassen hatte, rief er mir noch etwas nach, und da ich nicht hören konnte, was er wollte, fragte ich seinen Schwiegervater, was denn Joseph noch wolle. Da kam die Antwort des Todkranken: „Der Vater soll das Maß nehmen“. Nun waren wir beide am Ende mit unserer Weisheit, der Schwiegervater sowohl wie ich. „Was für ein Maß denn?“ „Das von der Kiste“, war die Ant-

wort. „Ja, wo ist denn die Kiste, hast du sie bei euch daheim gelassen?“ Und nun kam die verblüffende Antwort: „Nein, ich meine die Kiste zum Beerdigen.“ Wahrlich ein ruhiger Tod, meine ich, wenn der Sterbende selbst bittet, man möchte ihm das Maß nehmen zu seinem eigenen Sarg. Ob das wohl auch jeder Europäer so ruhig sagen kann: „Der Vater soll das Maß nehmen!“

Schwestern aus einem beschaulichen Orden für Afrika

Papst Pius XI. sagt in seinem Missionsrundsreiben „Rerum Ecclesiae“ zu den Missionsbischöfen: „Bisher haben Wir über die Mitarbeiter, die Ihr Euch ausgewählt habt, und wie Ihr sie in Zukunft auswählen sollt, gesprochen. Eines möchten Wir in dieser Frage Eurem Eifer und Eurem Streben noch nahelegen. Wenn das durchgeführt wird, so dürfte es, wie Wir glauben, einer schnelleren Ausbreitung des Glaubens nicht geringen Nutzen bringen.“ Und nun empfiehlt der Heilige Vater den Missionsobern die Einführung von beschaulichen Orden in ihre Missionsgebiete.

„Die Gewohnheit“, so sagt er weiter, „des streng beschaulichen Lebens muß durch Gründung von Klöstern in die Missionsgebiete eingeführt werden. . . . Diese Einsiedler werden in wunderbarer Weise eine Fülle von himmlischen Gnaden auf Euch und Eure Arbeiten herabziehen. Es ist auch nicht daran zu zweifeln, daß diese Ordensleute bei Euch am rechten Platze sind. Denn die Eingeborenen sind, besonders in bestimmten Gegenden — obwohl zum größten Teile Heiden — von Natur aus zur Einsamkeit, zu Gebet und Betrachtung veranlagt.“

Diesem Wunsche des Heiligen Vaters suchte Bischof Fleischer von Mariannhill zu entsprechen. Er wandte sich an das Kloster „Bethlehem“ der Kapuzinerinnen von der ewigen Anbetung bei Pfaffendorf a. Rhein, und bat um Schwestern, die in Südafrika ein Kloster ihres Ordens gründen sollten. Die ersten beschaulichen Schwestern aus diesem Kloster trafen im Juli 1931 in Südafrika ein. Am 22. Dezember des gleichen Jahres brachte das Schiff „Adolf Woerman“ weitere drei Schwestern für das Apostolische Vikariat Mariannhill mit. In gleicher Weise suchte der Bischof von Kapstadt, O'Leary, dem Wunsche des Heiligen Vaters zu willfahren und berief sieben Karmeliterinnen aus dem Kloster Darlington in England nach Südafrika, die in Johannesburg den ersten Karmel gründeten.

Diese Schwestern sollen nach dem Wunsche des Heiligen Vaters den Segen des Himmels auf die Missionen herabflehen. Sie sollen aber auch solchen Eingeborenen, die sich für ein solches Ordensleben entschließen wollen, Gelegenheit geben, in ein beschauliches Kloster einzutreten.

„Je stärker der Glaube und die Liebe des Katholiken ist, desto mehr schmerzt es ihn, wenn andere den wahren Glauben nicht haben, desto mehr ist es ihm eine Herzenssache, auch anderen das hohe Gut des wahren Glaubens mitzuteilen.“

Alban Stolz

Zum heiligsten Herzen Jesu

Hymnus zur Matutin nach dem römischen Brevier

*Seht, wie die stolze, graus'ge Schar
Der Laster, die uns eigen sind,
Verwundeten das schuldlos Herz
Des Herrn, der solches nicht verdient.*

*Der Krieger zwar den Speer dort schwang,
Doch uns're Sünd' hat ihn gelenkt,
Und Todesschuld macht's Eisen scharf,
Daß es so kalt ins Herz sich senkt.*

*Aus dieses Herzens Wunde tritt
Die Kirch', des Herren Braut hervor,
Der Welt zum Heil an Jesu Seit'
Steht offen jetzt der Arche Tor.*

*Daraus strömt Gnad', die nie versiegt,
In siebenfachem Strom weltein;
Dort kannst dein Kleid, wenn's Flecken hat,
Im Blut des Lammes waschen rein.*

*Zur Sünd' zurückgeh'n wäre Schmach,
Die einst dein mildes Herz zerfleischt,
Nein, unser Herz jetzt glühen soll
Vor Lieb', wie's Jesu Lieb' erheischt.*

*Dies wirk' in uns, o Jesus, doch,
Das Vater wirk', das, Heil'ger Geist.
Euch ist die Herrschaft, euch die Macht
Darob man ewiglich euch preist.*

Landsend

Nach der im Vorausgegangenen erfolgten missionsorganisatorischen und missionsgeographischen Umreißung des Begriffes Landsend lohnt es sich, sich seiner Lebenswirklichkeit zuzuwenden. Schon das Drum und Dran des Erwerbes der Landsend-Farm für die Mariannhiller Mission, gibt dieser Wirklichkeit ein recht reales und echt missionelles Gepräge. Der Kauf, noch vom Mariannhiller Vikariat seiner Zeit angebahnt, wurde erst von der Präfektur Umtata endgültig abgeschlossen. So ist Landsend, zwar nicht der Besetzung, aber der Neuerwerbung nach, und somit im eigentlichen Sinn des Wortes, die jüngste Missionsstation der Apostolischen Präfektur Umtata, und wohl der ganzen Mariannhiller Mission.

Weil wir aber mit P. Janssen der Erfahrungsansicht sind, daß nur „Gott=vertrauen gepaart mit unverdrossenem Glaubensgeiste schließlich ungeahnten Erfolg wirkt“, ist das reale und echt missionelle Gepräge der Landsender Wirklichkeit: Einsatz von Arm und Kopf, restlos, ausnahmslos. Gott sei es gedankt, daß hier niemanden das Gespenst der Arbeitslosigkeit bedrückt. Wir dürfen uns rühren, ungehemmt von irgendwelchen Rücksichten und Vorurteilen. Wie schon gesagt wurde, ist die Gegenwartslage der Landsender Farm eine Verwilderung an Grund und Boden. Zwar sieht es hier nicht so aus, wie nach Tacitus' Bericht, im alten Germanien, daß nicht einmal Obstbäume wachsen. Aber mancherorts zeichnet sich der Landsender Baumwuchs durch Urwaldform aus: Dichtes Durcheinander von Baumriesen, Abereinander von Baumleichen, unzerreißbares Pflanzengeschlinge und Dorngehege, darunter giftiges Zeug, Wassertümpel, darauf gefährliche Insekten. Und im freien Gelände, auf seit langer Zeit nicht mehr und teilweise überhaupt noch nie gepflügten Boden, wächst Unkraut und rauheres Gras in geradezu beneidenswerter Appigkeit. Das ist so recht die Situation, die einen arbeitsfreudigen und arbeitsstarken Europäer, wie den zeitlich ersten Missionsbruder hier, den Bruder Schaffner („Schaffner“ ist eine alte Klosterarbeitsdienstbezeichnung), einfach zum Dreinfahren reizt.

Aber, o weh! landwirtschaftsgewohnt und theoretisch geschult, fühlte er sich in den ersten Tagen wie der Ochs am Berge. Dreinfahren, womit?, mit seinen deutschen Bauernsäufen? Außer diesen beiden, allerdings Prachtexemplaren, hatte er wenig anderes Schanzwerkzeug, noch irgendwelche Handreichung. Stand er doch allein auf der weiten Flur. So versuchte er es um den Berg herum, d. h. mit einer Arbeitseinladung an Eingeborene, die auf ihren Feldern herumfaulenzten, just wie weiland unsere Altvordern auf ihren Bärenhäuten.

Aber zum zweitenmal: o weh! Diese Leute verstehen ja kein deutsch, und der gute Bruder, der wenige Wochen zuvor erstmals afrikanischen Boden betreten hatte, kannte weder Sprache noch Art der Eingeborenen. Da war also nicht viel zu wollen. So ging er denn vorerst zum Stellungsbau über, d. h. er bereitete vornehmlich Zugang und Wohnung zum Empfang dreier Missionschwestern vor. Mit deren Eintreffen war nicht nur für manierliche Lebenshaltung gesorgt, sondern auch für Arbeitsunterstützung und vor allem für Dolmetsch. So konnte es denn losgehen. Gegen die Erlaubnis, ihr Vieh auf der Farm weiden lassen zu dürfen, ließen sich die Eingeborenen der Nachbarschaft nun herbei, über den Berg zu helfen, d. h. Arm und Pflug und Ohsen zu leihen.

Das war ein Erfolg, aber zugleich der Grund zum dritten, langwierigsten und schwersten: o weh! Denn die missionarische Liebe zum Heiden mußte schwere Proben der Menschenachtung gegenüber dem Eingeborenen bestehen. Die Hautfarbe ist ja nur der geringfügigste Unterschied zwischen Europäern und Eingeborenen, den sog. Wilden. Dagegen angesichts der berüchtigten Faulheit der Schwarzen, ihrer nicht weniger bekannten Lügenhaftigkeit, ferner der Anmaßung des primitiven Menschen, die aus der Tatsache, daß man ihn braucht und gar noch mit ihm zusammenarbeitet, entsteht, angesichts solcher moralischer und sodann auch der kulturellen Eingeborenen-eigenschaften braucht es lange Zeit und bedarf es vieler Klugheit, um der christlichen Nächstenliebe praktisch gerecht zu werden.

Nun, es ist nicht leicht, als Nachfahre langer, christlicher Generationen ein Verstehen aufzubringen für den Erben rein heidnischer Generationen, für den Menschen ohne Christus. Es ist nicht leicht, den vom Christentum und europäischer Kultur noch unbelebten, aber bereits sozial- und national-politisch voreingenommenen Eingeborenen sozial, d. i. gerecht zu werten, besonders nicht leicht für den Anfänger, dem noch europäische Begriffe von Arbeitsamkeit, Treue und Glaube, sozialer Über- und Unterordnung, geistige Selbstdisziplin angeborene Gesichtspunkte der Menschenwertung sind, und nun als Vorurteile gegenüber den „Wilden“ sich auswirken.

Die wirtschaftliche Anfangssituation Landsend's verlief, zum Teil wenigstens, im Zeichen primitiven Tauschhandels — zur „Schonung“ des Bargeldes. Das konnte für die allererste Zeit, solange nämlich Landsend sich noch in kleinsten Verhältnissen sich bewegte, bedenkenlos geschehen. Bedenklich wurde aber die Sache im selben Maße, als Landsend zu wachsen sich anschickte. Denn damit erstand die Notwendigkeit, den eigenen Weidgrund gegen Ausnutzung seitens des Fremdviehes zu schützen, und zwar zu Gunsten des ersten Landsender Eigenviehes, das heute in einer Stärke von 8 Ochsen, 12 Kühen und 5 Jungrindern vorhanden ist. Sodann war es notwendig, das eigene Vieh rassistisch zu schützen gegen das rassenlose Gastvieh auf der Farm und endlich die angebauten Ackergründe gegen das auf der Farm weideberechtigte, aber hirtelose Fremdvieh. Solcher Schutz, den schon das sachliche Nebeneinander auf einer nur mit eigenen Kräften bewirtschafteten Farm fordert, wird sonst gewährleistet durch Teilabzäunungen innerhalb des eigenen Besitzums, was aber Bargeld verlangt und daher in Landsend vorerst nicht in Frage kommt. Dann durch Aufstellung von Hütungen. Aber schwarze Hütungen gegen ihr eigenes Vieh aufstellen, heißt den Bock zum Gärtner machen; ja es ist eine unratsame Sache in Ansehung der Prügel, die sich so ein schwarzes Hütbüchchen zuzöge, wenn es seines Vaters Vieh gegen dessen augenscheinliche Interessen zu hüten sich herbeiließe. Also der Trubel ist nicht zu beheben. Dazu kommt als Gratisleistung der Eingeborenen, daß sie grundsätzlich die Farmtore offen stehen lassen, so oft sie zu jeweiliger Eigenarbeit ihr Vieh aus dem Weidgrund der Farm abholen, oder auf unfotrollierbare Wegerechte pochend, den Farmboden betreten. Das damit gegebene Durcheinander ist endlos. Die Lage Landsend's ferner, nämlich von drei Seiten von der Eingeborenen-Reservation umgeben, verleitet die lieben schwarzen Nachbarn, glatt widerrechtlich Vieh, das nicht weideberechtigt auf der Farm ist, bei Nacht auf den Farmweidgrund ein- und im ersten Morgengrauen wieder auszutreiben. Daß dabei der nächste Weg nicht durch das Zauntor führt, sondern über den Zaun hinweg, beweisen die geradezu barbarischen Be-

APOSTOL. PRÆFECTUR □ UMTATA □



schädigungen der teuren Umzäunung. Endlich scheinen die Umwohner Landsend's mit der Entlohnung ihrer Hilfeleistung in Weideberechtigung nicht zufrieden zu sein, wenigstens bekennen sie sich in weitgehendstem Maße zum Grundsatz geheimer Schadloshaltung durch verwegenste Einbrüche in Gärten und Feld.

Die Aufzählung ein paar solcher Angriffsarten auf die Farminteressen und -Pflichten, lassen zur Genüge den Trubel ermessen, den der Bruder Schaffner, als einziger männlicher Weißer im Farmbetrieb, durch die „Wilden“ hat, und lassen die Belastungsproben seiner Menschenachtung und missionarischen Nächstenliebe gegen die „armen Heiden“ ahnen. Und doch ist dieser Feldschützendienst nur eine Beigabe zum Hauptdienst der Farmbewirtschaftung. Roden, jäten, umbrechen, also Schwerarbeit, dann säen standen zu vorderst oben an. Heute nach $\frac{3}{4}$ Jahren sind bereits 40 Hektar (0,4 qkm) Land bestellt, das ist ein Drittel des gesamten Farmgrundes, und darunter sind über 4 Hektar Neubruch.

Eine besondere Zulage zur Ackerbauarbeit hierzulande stellt der fortgesetzte, auch gesetzlich geforderte Kampf gegen das Unkraut dar, das in einer, für europäische Vorstellungen unglaublicher Appigkeit sich breit macht und gleichzeitig in dreifacher Art wächst: quecken-, kletten- und dornenartig. Die beinahe unmögliche Bekämpfung dieses Unkrautes erfordert viel Arbeitskräfte und zwar üblicherweise weibliche, welche die eingeborene Nachbarschaft, wesentlich auf dem Weg des Tauschhandels wieder, nämlich gegen Baumfrüchte und Arzneikräuter, stellt. Schon recht; aber dieses Gehen und Kommen, fremden, wechselnden Volkes, mit all den damit gegebenen Unannehmlichkeiten, ist und bleibt ein notwendiges Übel.

Als zweite Pflicht der Farmbewirtschaftung fällt die Viehwirtschaft an. Sie ist hierzulande einfacher und komplizierter zugleich, als in der Heimat. Einfacher, denn das Vieh (Klauen- und Hufvieh) ist bei Tag und Nacht auf der Weide, verlangt also weder Stall noch Stallpflege, besonders solange ein trotzdem sehr geratener Stallbau noch eine zu kostspielige Sache ist. Der Nachteil ausschließlicher Weidefütterung aber bei den Eingeborenen wie in Landsend, solange dort noch keine andere Futterart geerntet ist, offenbart sich in mangelhafter Ernährung des Viehes und Minderung seiner Arbeitskraft. Das ist neben dem Stolz, mit möglichst viel Vieh immer auszurücken, der Grund, weshalb hier zur Beförderung eines Ladegewichtes, das bei uns in der Heimat zwei Kühe spielend fortbewegen, mindestens zehn Ochsen benötigt werden, und oft genug versagen. Hieran ist wiederum das unerzogene Wirtschaftsdenken der Eingeborenen zu erkennen: Minderwertigkeit der Vieharbeitsleistung treibt zum Halten größerer Viehbestände. Diese aber verelenden den vorhandenen Weidegrund, und so minderwertig gewordener Weidegrund läßt das Vieh wiederum nicht hochkommen. Diesen Kreis fehlerhaften Denkens durch rationelle Bodenkultur und Viehzucht zu durchbrechen, ist der Durchschnitt der Eingeborenen nicht mächtig. Komplizierter hinwiederum ist die Viehwirtschaft hier, einmal, weil jedesmal vor dem Melken eine Jagd auf das zerstreut werdende Milchvieh zu veranstalten ist, was nochmals Arbeitskräfte verlangt, sodann ob des hierorts noch viel zu weit verbreiteten Mangels der Entwöhnung der Kälber. Mehr wie ganzjährige Kälber laufen noch ihrer Mutterkuh nach und gewöhnen sich so recht spät erst an den selbständigen Kampf um's Dasein. Das hat geringeren Milchertrag zur Folge, trotz vermehrter Arbeit, stellt also, wie so manches andere hier, den geraden Gegensatz zum Wirt-

schaftsprinzip: Ertragssteigerung bei Arbeitsverminderung dar. Die von weißen Farmern sonst angewendete Art der Kälberentwöhnung durch Trennung von Kuh und Kalb in gesonderten Gehegen, was auch einer einfachen Erreichung der Milchkuhe zum Melken dient, gehört zur Zeit der Landsender Bargeldknappheit noch zu den Wunschspielen. In Europa gebräuchliche Nasenklappen zur Kälberentwöhnung, wie übrigens auch Senzen zur Einheimsung von Stall- und Winterfutter, sind hier unbekannt. Für süd-afrikanische Farmenverhältnisse ist nämlich eine Sense ein zu mühsames Ding, als daß es der Landwirtschaftsgerätehandel hier auf Lager zu halten bräuchte.



Eingeborene Priesterkandidaten in Mariannhill

Eine weitere Besonderheit hiesiger Viehpflege liegt in der auch gesetzlich geforderten Vorkehrung gegen die Rinderpest. Diese furchtbare Krankheit, die in früheren Jahrzehnten den Viehbestand ganzer Landschaften vernichtete, wird durch eine Zecke übertragen, die den Krankheitsbazillus vermutlich als Schmarotzer beherbergt. Der Einrichtung einer zwangsmäßigen, regelmäßigen Entlausung, oder genauer gesagt, Entzückung sämtlicher Viehbestände des Landes, ist nun voller Erfolg gegen diese verheerende Krankheit beschieden. Es müssen also sämtliche Viehbestände des Landes alle 8—14 Tage zur Entzückung getrieben werden, welche in einer Viehbadeanstalt unter regierungsseitlicher Kontrolle erfolgt. So nützlich, ja notwendig diese Vorkehrung ist, so belastend wirkt sie sich aus für Vieh und Viehbesitzer, durch stundenlange, ermüdende Märsche in glühender Sonnenhitze oft, zur Entzückungsanstalt, und durch Arbeitsunterbrechung an den Badetagen, sowie durch Unkosten und die Formalitäten, die dem Entzückungschein anhaften. Landseend hat daher, wie auch die meisten weißen Farmer, sich eine eigene Viehbade- und Entzückungsanstalt geschaffen, die in einem Durchschwemm-Bassin von 14 Meter Länge, 1,30 Meter Breite und 2,50 Meter Tiefe besteht und mit einer Kresol-Mischung gefüllt ist.

Alles in allem, die Arbeiter- und Geldnot, und anderseits bewanderte Viehwarfenkenntnis und landwirtschaftliche Schulung, haben in Landtsend mit der Zeit zu einem Wandel geführt, in Richtung europäischen Vorbildes, der aber ob seines noch vielfach aushelfsmäßigen Charakters Finten, Zeit und Geduld übermäßig beansprucht, immerhin jedoch die Barmittel schont. Und eine kaufmännische Buchführung verzeichnet solche Schonungsaktionen auf der Einkommen-Seite.

Die heilige Lanze

Historische Erzählung von Prälat Konrad Rummel

Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Es ist noch nicht alle Tage Abend, Zio Franzesko“, war die Antwort, „und vielleicht gelingt es mir, mit einer Klappe mehrere Fliegen zu schlagen. Wenn ich mit dem Geheimboten Ferrantes in der casa Lippi zusammen treffe, oder mit einem anderen um der Geschäfte willen, dann ist jeder Verdacht ausgeschlossen und die Nachbarschaft samt dem alten Lippi glaubt, ich komme wegen der schönen Donna Lufretia.“

„Das ist richtig; aber wie sollen denn die anderen dort hinein kommen? Die casa Lippi ist doch keine Kirche, noch eine Osteria“ (Gehölze).

Der junge Maldente schlug sich auf das Knie und sprach triumphierend: „Soll aber eine solche werden und wird eine Osteria sein in weniger als einer Woche! Das ist eben mein Plan. Noch heute gehe ich zu dem Alten und ich wette mein Brofatgewand gegen einen Bettlerhut, daß er darauf eingeht. Wenn ich ihm vorstelle, daß er seine Einnahmen verdoppeln, ja vervierfachen könne, daß er in ein paar Jährchen ein wohlhabender Mann sei, wenn ich sage, ich könne ihm das Geld vorstrecken zur Beschaffung des nötigen Weines und der Einrichtung für die Gäste, und er brauche keine Zinsen zu zahlen — ich denke, mein Ohm Franzesko wird die kleine Summe für diese Kosten aufbringen —, wenn ich dem alten eitlen Menschen weismache, er wisse so geistvoll zu reden und die Gäste zu unterhalten, daß sie aus dem ganzen Trastevere hin zur casa Lippi kämen, und wenn ich noch dazu füge — und das ist allerdings keine Lüge — sein Mündel Lufretia sei das schönste Mädchen nicht bloß jenseits, sondern auch diesseits des Tibers in Rom, und die jungen Leute würden sich um das Vergnügen reißen und streiten, daß Lufretia ihnen den Chianti oder den vino nero kredenzte, und wenn ich ihm prophezeie, er werde in kurzer Zeit zu den angesehensten Hono-

rationen des ganzen Stadtviertels zählen — dann richtet er schon am nächsten Tage sein Haus zur Osteria ein. Dann kann jedermann bei ihm einkehren, auch diejenigen, mit welchen wir Geschäfte haben, und wenn wir so ganz zufällig zusammentreffen am gleichen Tage und uns unterhalten, fällt es keinem Menschen in der ganzen Stadt ein, einen Verdacht zu schöpfen. Was sagt Ihr dazu, Zio Franzesko?“

Der alte Maldente nickte zustimmend. „Das läßt sich hören. Und wenn du den alten Lippi dazu bringst, eine Osteria zu eröffnen, so kann ich dir auch den nötigen Vorschuß für ihn geben. Deine Sache aber ist es, unsere Kunden davon zu benachrichtigen, wo sie dich jezt treffen werden.“

So endete die Beratung der beiden bluts- und gesinnungsverwandten Maldente. Sie waren einander würdig, Ohm und Nefse. Zwei geriebene Betrüger, die es durch Verstellung und Speichelleckerei, aber auch durch Geriebenheit und Gewandtheit verstanden hatten, sich in hohe Vertrauensposten bei dem großen Geheimsekretariat des Papstes einzuschleichen. Sie gehörten zur ansehnlichen Schar jener aus Spanien geflüchteten scheingetauften Juden, welche in Rom sich als die eifrigsten Christen ausgaben, im Stillen aber das kirchliche und glaubensstreue Leben des Volkes auf jede Weise schädigten und vor allem ihre hohen Stellungen zu schmutzigen Geschäften ausnützten. Franzesko Maldente, durch dessen Hände die diplomatischen Briefe an den Papst und von ihm an die Fürsten der christlichen Welt gingen, und welcher mehr als einen heiligen Eid geschworen hatte, sein Lutzgeheimnis zu wahren, unterhielt geheime Verbindungen vor allem mit dem geschworenen Feinde des Papstes, dem nichtswürdigen König Ferrante von Neapel, und verkaufte diesem um schweres Geld diese

Geheimnisse, der jüngere Malbente aber übermittelte die verräterischen Mitteilungen seines Onkels an die Geheimboten Ferrantes und anderer Leute, welche über das nötige Geld verfügten.

Im Falle der Verbringung des türkischen Prinzen Dschem aus Frankreich nach Italien aber hatte Innozenz VIII., entsprechend der Warnung seines Nuntius Chesregato in Paris alle Mitteilungen für sich behalten und erst dann seine Weisungen für den Empfang desselben in Rom erteilt, nachdem der Türkenprinz bereits in Civitavecchia eingetroffen war. So hatte freilich der Verräter Malbente nichts erfahren und auch an Ferrante nicht mitteilen können. Sein Verdacht und seine Angst waren also nicht ganz ungerechtfertigt.

Safopo Malbente hatte sich die Sache klug ausgedacht, und bei dem Charakter des alten Lippi war gar nicht zu zweifeln, daß er sein bisher stilles Heim nunmehr in eine Schenke umwandeln werde. Der gefährliche Abenteuerer verfolgte dabei auch seine persönlichen Pläne. Er verpflichtete sich den Vormund Lukretias aufs neue und hatte Gelegenheit, immer wieder unauffällig ins Haus zu kommen und das junge Mädchen im Auge zu behalten und zu überwachen.

Wenn vielleicht auch Lukretia sich dagegen zur Wehr setzen wollte, fremde Gäste zu bedienen: sie war minderjährig und Signor Lippi ihr gesetzlicher Vormund, dem sie gehorchen mußte.

Malbente hatte Ursache, mit sich selbst sehr zufrieden zu sein.

Es war ein kleines Ereignis für die ganze Umgebung der Kirche Santa Cecilia im untersten Trastevere Viertel, als eines Nachmittags ein stattlicher Türke in Janitscharentracht, mit hoher, weißer Mütze, von welcher eine Falbel niederfiel, und in reicher Uniform, von der via Unicia kommend, langsam in die nächste Gasse einbog und Haus um Haus mit scharfem Blicke musterte. Es war ein in seinem Dienst ergrauter Soldat. Ein mächtiger grauer Bart hing ihm bis auf die Brust herab und das Gesicht war von den Furchen des Alters durchzogen, aber sein würdevoller Gang war aufrecht und fast jugendlich.

Überall schauten die Männer und Frauen ihm nach und eine Anzahl fecker Buben ließ es sich nicht nehmen, ihm in einiger Entfernung zu folgen.

Einige erkannten ihn wieder als den Anführer der persönlichen Leibwache des Großtürken Dschem beim Einzug des letzteren in Rom. Mit einer Ruhe und Sicherheit, als wäre er selbst ein Trasteveriner, schritt er von Haus zu Haus,

schaute hinauf an den niederen Giebeln und hinein in die Stuben durch die offenen Türen und Fenster, nickte bald verständnisvoll, schüttelte manchmal den Kopf und murmelte dann und wieder einige Worte vor sich hin.

Jetzt war er in dem Gäßchen, darin Vormund Lippi und sein Mündel wohnten, angekommen.

Ein Dutzend Schritte vor dem bescheidenen Hause machte er halt und musterte es. Allem nach wartete er, ob niemand sich unter der Tür zeige. Das war nicht der Fall; dagegen konnte man vernehmen, daß drinnen laut gesprochen wurde.

Eine Frau stand vor dem Nachbarhause.

Der Janitschar wandte sich an dieselbe mit der kurzen Frage: „Casa Biandini?“, indem er auf das Haus Lippis deutete.

Erstaunt blickte sie den Türken an, der ja italienisch sprach.

„Casa Biandini — non e?“

Die Gefragte schüttelte den Kopf, schaute nach dem Nachbarhause und erwiderte dann: „Casa Lippi, Signore“.

„Casa Lippi — Lippi?“ wiederholte er, „non e possibile“ (Ist nicht möglich).

Und wieder maß er mit den Augen das Haus von oben bis unten. —

Ein paar Nachbarn hatten das Zwiesgespräch bemerkt, unter ihnen auch Zio Bartolomão, der dem Janitscharen bestätigte, daß hier Signor Lippi wohne.

Der Türke machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und erwiderte deutlich, wenn auch langsam italienisch sprechend: „Ein Signor Lippi mag da wohnen, aber es ist nicht sein Haus. Es ist nicht casa Lippi.“

Erstaunt schaute Bartolomão auf.

„Was wißt Ihr, Herr Kommendatore?“ kam's aus seinem Munde, welches Haus suchet Ihr?“

„Kein anderes, als dieses — die casa Biandini.“ Damit streckte er die Hand energisch aus nach dem Heim Lukretias und ihres Vormunds. „Das ist doch das Haus des Cola Biandini und seiner Kinder. Ist es so oder nicht?“

„Per Dio santissimo — wer seid Ihr? ein Ungläub . . . — ein türkischer Kommendatore“, schrie beinahe Zio Bartolomão in höchster Überraschung.

„Sagt mir: wohnt hier nicht Cola Biandini?“ wiederholte der greise Janitschar und seine Augen schienen den anderen durchbohren zu wollen; „das Haus hat er doch von seinem Vater geerbt — lebt er denn nicht mehr?“

Zio Bartolomão brachte keine Antwort heraus in seiner Aufregung. „Ja freilich — e vero, Signore, es ist nicht casa Lippi, es ist casa Biandini, aber Ihr — Ihr, wer seid Ihr denn — geschieht denn

ein Wunder, oder habe ich den Verstand verloren? Bin ich denn ein anderer, bin ich nicht Zio Bartolomäo?"

Der alte Janitschar antwortete nicht; aber er musterte das Gesicht Bartolomäos, während seine Züge tiefe Rührung überslog und seine Augen sich feuchteten.

„Ja, Ihr seid Zio Bartolomäo — auch jetzt noch — mein Bartolomäo, — carissimo amico mio, du bist es, Gott sei gelobt, er hat mich geschickt — sei gegrüßt, gegrüßt, du, teurer Freund meiner Jugend . . .“

Wortlos hatte Bartolomäo erst den alten Janitscharenhauptmann angestarrt — jetzt kam Leben in sein Gesicht. „Pio Biandini — du bist es, o benedetto Dio — du hier, du am Leben, sei gegrüßt!“

Und im nächsten Augenblick hielten sich die beiden Alten in den Armen und küßten sich auf die Wangen — zum maßlosen Erstaunen der ganzen Nachbarschaft, die sich während des Zwiegesprächs angesammelt hatte.

„Un miracolo!“ schrie ein Bube mit heller Stimme.

Und „un miracolo, grande miracolo!“ wiederholten beinahe andächtig die beiden Jugendfreunde, die sich nach langer Trennung wiedergefunden hatten, während die Zuschauer sie mit freudigen Beifallsrufen überschütteten.

Pio Biandini wollte sofort in das Haus des Vormunds seiner Enkelin eintreten, aber Bartolomäo hielt ihn zurück. „Tritt zuerst bei mir ein“, sagte er, „damit du von allem unterrichtet bist“, und der wiedergewonnene Großvater Lukretias folgte ihm.

In Kürze teilte ihm Bartolomäo mit, was er ja erst vor kurzem auch der Lukretia erzählt hatte, daß Pio Biandinis einziger Sohn Cola und dessen Frau, die Eltern Lukretias, sowie die Großmutter schon vor einem Jahrzehnt binnen wenigen Tagen von der Pest hinweggerafft worden waren, daß er, Bartolomäo, versucht habe, Vaterstelle an dem verwaisenen Mädchen zu übernehmen, daß aber der beinahe landfremde, ganz entfernt verwandte Signor Pippi es durchgesetzt habe, zum Vormund Lukretias amtlich eingesetzt zu werden, und daß derselbe sich längst als den rechtmäßigen Besitzer des Hauses erklärt habe. Mit dem verdienten Lob der Charakterfestigkeit, wie auch der Schönheit Lukretias fargte er nicht und schloß mit der Frage, ob Großvater Pio Biandini etwas einzuwenden habe gegen die Verlobung Lukretias mit dem Enkel Bartolomäos, des Alfice Paolo. Von dem Maler Manetti und den Bemühungen um die Gunst des Mädchens erwähnte er nichts, da ja diese Sache noch versöhnend sich abgeschlossen hatte,

dagegen hielt er es für angezeigt, vor dem jungen Substituto Jakopo Maldente zu warnen, der einen bösen Einfluß auf den eitlen und geldgierigen Pippi ausübe.

„Ich habe schlimme Dinge für die arme Lukretia gefürchtet“, schloß er, „aber nun hat sich das alles in einem Augenblick gewendet wie durch ein Wunder. Lukretia erhält ihren Großvater wieder und damit sind alle Sorgen und Gefahren weggeblasen wie Nebelstreifen. Es ist ein Wunder, un miracolo grandissimo, und Gott sei tausendmal gepriesen.“

„So ist es, carissimo mio Bartolomäo“, bestätigte Pio Biandini, „ein großes Wunder — wie mein ganzes Leben während der langen Abwesenheit von Rom. Darüber sollst du alles hören. Aber nun soll mich nichts mehr zurückhalten, meine Enkelin in die Arme zu schließen. Ich hab' sie ja schon gesehen, beim Einzug meines Herrn, des Prinzen Dschem, und ich habe mich beinahe vergessen in jenem Augenblick, da sie unter der Türe meines Hauses stand: ich glaubte, meine eigene teure Frau verjüngt wiederzuschauen. Lukretia hat mich nicht erkannt — jetzt soll sie den nonno sehen, von dem du ihr so viel erzählt hast, und alles weitere wird sich von selbst ergeben.“

Während die ganze Nachbarschaft sich um die beiden Alten sammelte, welche nach vierzigjähriger Trennung sich beinahe wunderbar wiedergefunden hatten, zeigte sich weder unter der halboffenen Türe, noch an einem Fenster des Hauses Pippi, die auf die Gasse herausgingen, irgend jemand.

Der Vormund und sein Mündel hatten unter sich selber soviel zu verhandeln und waren so sehr in ihre Auseinandersetzungen vertieft, daß sie nicht Auge noch Ohr dafür besaßen, was draußen vorging. Unter dem Aufgebot seiner ganzen Beredsamkeit hatte der geldgierige Alte dem Mädchen ausgemalt, welch herrliches Leben ihnen erblühe, wenn die Casa Pippi in eine Osteria Pippi umgewandelt sein würde, das Geld werde nur so zum Fenster hereinfliegen und speziell Lukretia mit Artigkeiten und Aufmerksamkeiten überhäuft werden, könnte sich seiner kleiden und schmücken und hätte die Wahl unter Dutzenden von Bewerbern . . .

Lukretia lachte laut auf. „Ist gar nicht nötig“, sagte sie dann, während ihr Angesicht sich noch etwas dunkler färbte, „ich bin ganz zufrieden mit dem bisherigen Leben. Unser Haus . . .“

„Die Casa Pippi“, korrigierte der Vormund, aber Lukretia überhörte ihn.

„Unser Haus“, fuhr sie fort, „ist nicht da für andere Leute, für fremde, unbesessene, aufdringliche Gäste. Wir können leben, Signor Vormund, auch ohne solches Geld und brauchen nicht zu darben.“

Der Vormund unterdrückte einen Fluch. „Die einsältigen Nonnen“, rief er dann, „haben dir den Kopf verrückt mit ihren Klostersprüchen. Aber noch bist du nicht im Kloster und wirst auch nie eine monaca (Nonne) werden; ich aber muß um so mehr für dich denken und sorgen. Und jetzt, da man nur zugreifen darf, um sein Glück zu machen: jetzt sage ich: die Osteria wird eingerichtet in Casa Lippi, das ist mein Wille und mein Be-

daß ich so für deine Zukunft Sorge . . .“

Lukretia sah den alten Heuchler mit einem Blicke an, aus welchem offen Empörung und Verachtung sprach.

„Antwort!“ rief er, „du bist mein Mündel, ich befehle es dir!“

„Meine Antwort habt Ihr gehört, Herr Vormund“, kam es fest und bestimmt über ihre Lippen, „Lukretia Viandini, die Enkelin des Helden, der im Kampf gegen die Ungläubigen für Christus sein Blut vergossen hat, hält sich zu gut für eine Rolle, welche ihr zugebach ist, wenn das Haus ihrer Eltern in eine Osteria verwandelt wird. Möget Ihr es tun — ich gehe.“



Schwesterkonvent in Mariannhill im Gründungsstadium

schluß und dem hast du dich zu fügen!“

Mit einer stolzen Gebärde, die sie nur noch schöner machte, richtete sich Lukretia hoch auf; ihre Augen flammten. „Wenn Ihr, Herr Vormund, Euren Willen mit Gewalt durchsetzen wollt, so kann ich das nicht hindern“, sprach sie, „aber ich werde die Gaststube nicht betreten; das ist mein Wille!“

Der Alte wendete sich, als wollte er sich auf die Jungfrau stürzen in seiner Wut. „Und warum nicht?“, schrie er, „mute ich dir vielleicht etwas Schlechtes zu? Du beleidigst mich, du greiffst meine Ehre an . . .“

„Ich tue, was mir meine eigene Ehre gebietet“, war ihre ruhige Antwort, „es ist nun einmal nicht meine Sache, mich . . . fremden Menschen zur Schau zu stellen und ihre Reden anhören zu müssen. Nein, Herr Vormund, dazu bringt mich keine Macht der Welt, . . . und Ihr müßt Euch eben um eine andere umsehen.“

„Was sagst du, ragazza?“ schrie Lippi, bleich vor Wut, „hüte dich, reiz mich nicht, . . . gerade dich . . . gerade um deinetwillen richte ich die Osteria ein . . . auf den Knien solltest du mir danken,

„Was willst du tun, maledetta?“

„Ich verlasse das Haus.“

„Du wirst bleiben — ich befehle es dir!“

„Ich werde gehen, Signor Lippi.“

„Ich verbiete es dir, du bleibst: dein gesetzlicher Vormund spricht jetzt, und die Obrigkeit hat Mittel, dich zum Gehorsam zu bringen . . .“

„Christus, der Herr, und Madonna, seine heiligste Mutter, kennen mich: das ist mein Vertrauen, und Santa Cäcilia wird eine Waise des Trastevere nicht verlassen —“

Da geschah etwas Unerwartetes.

„Und nun, in Gottes Namen, tritt wieder ein, Pio Viandini, in dein Haus, in das Heim deiner Jugend“, so sprach tief bewegt der alte Zio Bartolomão, indem er die Türe weit öffnete, während langsam, unter dem Eingang sich beugend, der große türkische Janitschar mit dem langen grauen Barte, in die Stube trat und sich jetzt hoch aufrichtete.

„Ecco, carissimo, — das ist Lukretia, Colas Tochter, deine Enkelin“. Damit zeigte Bartolomão auf das junge Mädchen, welches in maßlosem Staunen,

bleich geworden, mit großen Augen den fremden Türken anschaute.

Dieser stand einen Augenblick unbeweglich, die Jungfrau anschauend, als wollten seine Blicke ihre Erscheinung verschlingen. Dann kam ein einziges Wort in halbersticktem Schluchzen über seine Lippen.

„Lukretia!“

Und als sie sich nicht rührte, wiederholte er: „Lukretia carissima mia, meine Enkelin“, Zio Bartolomäo aber sagte das Mädchen am Arme und sprach: „Lukretia, dein Großvater lebt, er steht vor dir, — Gott hat ihn zu dir geführt, heiße den nonno willkommen in seinem Hause.“

Erst starrte die Jungfrau den mächtigen alten Mann und dessen fremdartige Janitscharenuniform an, als sie ihm aber ins Gesicht sah, das so voll Liebe und zärtlicher Ergriffenheit sich zu ihr neigte, da war die anfängliche Scheu in wenigen Augenblicken von ihr gewichen. Wie aus einem Traum erwacht, schrie Lukretia in seligem Jubel auf, breitete die Arme aus, und im nächsten Augenblicke hielten sich Großvater und Enkelin umschlossen.

„Tausend und tausendmal seid gegrüßt, carissimo nonno“, schluchzte sie dann in Freudentränen, „der heilige Gott hat Euch mir wiedergegeben; er sei gepriesen in alle Ewigkeit!“

Der alte Krieger sagte die Enkelin an beiden Händen, und schob sie etwas von sich zurück, um sie jetzt erst recht anzusehen. „Wie sehr gleichst du meiner armen Lukretia“, sprach er ergriffen, „deiner Großmutter; wie glücklich sind wir gewesen hier . . . hier . . .“ und er schaute mit glänzenden Augen sich um in der Stube.

Jetzt erst traf sein Blick den Vormund, der im Halbdunkel des Hintergrundes stand, mit einem Angesicht, auf welchem Schrecken und Troß geschrieben standen.

„Das ist Signor Lippi“, stellte nun Zio Bartolomäo ihn vor, „der Herr, welcher . . .“

„Der Vormund meiner jungen Base Lukretia“, kam ihm dieser zuvor, indem er einen Schritt näher trat, „ihr gesetzlicher Vormund und Herr der Casa Lippi . . .“

„Der Casa Biandini, wollt Ihr sagen, Signore“, erwiderte mit starker Stimme der Großvater, „es ist mein Haus . . .“

„Ich kenne Euch nicht, Herr . . .“

„Ich bin Pio Biandini, der dies Haus von seinem Vater geerbt und der hier mit seiner Frau gewohnt hat bis zum Tage, da mich Gott gerufen hat zum Kampf mit den Ungläubigen um Byzanz.“

„Das ist schon lange her“, erwiderte Signor Lippi mit einem Anflug von Spott.

„Was wollt Ihr damit sagen, Signor Lippi?“

„Was ich schon vorhin sagte: daß ich Euch nicht kenne“, lautete die trohige Antwort, „ich habe das Recht in diesem Hause und habe die Vormundschaft über Lukretia; das lasse ich mir von niemanden nehmen.“

Ehe der Großvater reden konnte, trat ihm Zio Bartolomäo zur Seite. „Signor Lippi“, sprach er mit einer gewissen Feierlichkeit, „es ist ja wahr, daß Ihr den ehrenwerten Gast noch nie gesehen habt, welcher vor Euch steht, denn dazu seid Ihr doch noch nicht alt genug. Aber mich kennt Ihr schon lange, und Ihr werdet mich noch nie auf einer Lüge erappt haben. Und ich kann bezeugen, daß dieser Herr kein anderer ist, als Pio Biandini, mein teurer Jugendfreund, der Eigentümer dieses Hauses, der Vater des Cola Biandini, zu dessen Frau Ihr verwandt seid, und der Großvater der Jungfrau Lukretia. Das kann ich vor Gott beschwören auf meine Seligkeit. Vor wohl vierzig Jahren hat er das Kreuz genommen zum Zug mit vielen tapferen Römern gegen die Ungläubigen; es ist umsonst gewesen, Konstantinopel ist gefallen, seine Kameraden sind wohl alle gestorben, aber Pio ist zurückgekehrt nach Rom, ist jetzt wieder daheim und steht vor Euch. Das ist wahr, so gewiß mir Gott helfe.“

Signor Lippi war merklich bleich geworden. „Es gibt auch Täuschungen“, entgegnete er ausweichend, „man kann sich irren. Vierzig Jahre sind eine lange Zeit und die Menschen verändern sich oft bis zur Unkenntlichkeit . . . Es gibt auch Verwechslungen . . . Eure Person in Ehren, Nachbar Bartolomäo, aber ein Evangelium ist es noch lange nicht, was Ihr sagt . . .“

„Nehmt Euch in acht, Signor Lippi“, rief empört Zio Bartolomäo, „meine Geduld ist zu Ende . . .“

„Ich tue bloß meine Pflicht; erwiderte Lippi, „der türkische Hauptmann oder was er sein mag, steht im Dienste des ungläubigen Prinzen Dschem, gehört zu seiner Leibwache, und soll vor vierzig Jahren als christlicher Krieger Byzanz verteidigt haben: wer soll das glauben? Das wäre mehr als ein Wunder . . .“

„Das Wunder ist geschehen“, sagte Zio Bartolomäo, „das Haupt der Leibwache des Großtürken ist Pio Biandini, mein Jugendfreund; in jedem Zug seines Gesichtes kenne ich ihn wieder. Er spricht unsere Sprache wie jeder Römer, er kennt jedes Haus im Trastevere Viertel

und es gibt noch alte Leute genug, die sich seiner erinnern. Und ganz von sich aus hat er sein Haus wieder gefunden, fragt ihn doch aus . . .“

„Basta“, (genug) sprach jetzt Pio Biandini, sich zur vollen Würde aufrichtend, daß er die weiße Mütze abnehmen mußte, um nicht an der Decke der Stube anzustoßen, „genug jetzt. Signor Lippi, Eure Rolle hier ist ausgespielt. Ich will jetzt nicht wissen, wie Ihr meinen Jugendfreund Bartolomäo, den ich zum Verräter und Schützer meiner Angehörigen wählte, verdrängt und Euch zum Vormund meiner Enkelin gemacht habt. Soweit Ihr Dank verdient, danke ich Euch, bezahlt seid Ihr, und nun braucht Lukretia keinen Vormund mehr, nachdem ihr Großvater wieder da ist.“

„Die Obrigkeit hat mich zum Vormund gemacht“, schrie jetzt Lippi.

„Das wird nun anders. Und mein Haus und meine Weinberge brauchen keinen Verwalter mehr, nachdem ich selber wieder da bin . . .“

„Das ist Lukretias Erbe“, schrie auf neue Lippi, der kaum mehr wußte, was er sagte, „das bleibt in meiner Verwaltung.“

Der riesige Janitschar lachte hell auf. „Ihr mögt recht haben; das wird einmal Lukretia erben, aber jetzt gehört es noch mir; es ist mein eigenes Haus, mein eigenes Weingut, und von nun ab heißt es wieder Casa Biandini und nicht anders. Meine Enkelin aber steht von dieser Stunde an in meinem Schutz und unter meinem Gehorsam, und niemand sonst hat ihr etwas zu befehlen!“

„Das wollen wir sehen“, rief der abgedankte Vormund, „Ihr seid kein römischer Bürger, Ihr gehört zum Großtürken und seid selbst ein Türke geworden; damit habt Ihr jedes Recht in Rom verloren.“

„Signor Lippi“, sprach jetzt der alte Krieger mit großem Ernste, „mag ich auch vierzig Jahre in türkischer Gefangenschaft gewesen sein: deshalb bin ich doch ein Kind der ewigen Stadt und der Großvater meiner Enkelin; das kann nicht einmal der Papst anders machen.“

Ein höhnisches Lachen klang durch die Stube. „Damit kommt Ihr unserer Obrigkeit gerade recht“, rief Lippi. „Ihr dürst den Namen des Heiligen Vaters gar nicht in den Mund nehmen: ein Türke, ein Ungläubiger, ein Renegat.“

Er kam nicht weiter. Pio Biandini hatte den Vormund in einem Augenblick mit beiden Armen gefaßt und in die Höhe gehoben, so daß er förmlich in der Luft zappelte, und schüttelte ihn, während sein Angesicht dunkelrot geworden war im Grimme und ehrlicher Entrüstung.

„Birbone peggio, birbone maledetto!“ (schlechter, verdammter Schuft) donnerte er den sich windenden, totenbleich gewordenen Signor Lippi an, „soll ich dich zu Boden schmettern, daß deine Knochen an die Wände fliegen? Wer sagt, daß ich ein Renegat geworden bin? In vierzig Jahren hat man mich nicht zum Abfall gebracht; Gott weiß, daß ich ein katholischer Christ bin, heute wie vor vierzig Jahren, ein besserer Christ jedenfalls als du, großmauliger Verleumder. — Ja du hättest damals schon am ersten Tage deine Taufe verleugnet, du Hund . . .“

Der ganze ehrliche Grimm des alten Janitscharen war zum Ausbruch gekommen, und Signor Lippi fühlte zu spät, daß er zu weit gegangen war. In Todesangst würgte er heraus: „Laßt mich, ver Pio, laßt mich, — ich nehme zurück, was ich gesagt — Ihr bringt mich ja um — ich bitte“ —

„Va via!“ (hinaus!) sagte Pio Biandini verächtlich, setzte den Lästerer nieder und gab ihm einen Tritt, als er der halboffenen Türe zustürzte, um sich in Sicherheit zu bringen.

Mochte er auch sich den Anschein geben, als glaube er nicht daran, daß der türkische Janitscharenhauptmann wirklich der Großvater Lukretias sei oder als wolle er den Schutz der Obrigkeit für sich anrufen: im innersten Herzen wußte er, seine Rolle war ausgespielt, wie der greise Pio Biandini ihm ins Gesicht gesagt hatte. —

„Meinetwegen“, erklärte der letztere seiner Enkelin und dem Pio Bartolomäo, „mag er noch eine Zeitlang im Hause bleiben und die Weinberge besorgen, aber dir hat er nichts zu befehlen und im Hause darf er keine Änderungen machen. Ich muß nun sehen, daß ich in Bälde vom Dienste des Prinzen Dschem loskomme, um ganz wieder ins alte Heim zurückzukehren. Vielleicht entläßt er mich, wenn ich ihm mein Alter vorstelle. Für alle Fälle aber bin ich in Rom und kann euch beide wohl jeden Tag sehen.“

„Nonno carissimo“, schmeichelte Lukretia, „verzeiht mir, aber ich möchte Euch so sehr bitten, uns doch zu sagen, wie das alles gekommen ist, daß Ihr nicht mit den anderen Römern in Byzanz das Leben verloren habt und daß man Euch gar in den Dienst des Großtürken genommen hat, — und vollends, wie Ihr wieder nach Rom zurückgekehrt seid. Das ist ja gleich ein ganzes Duzend von Wundern . . .“

„Jetzt ist nicht Zeit, Kind, deine Neugierde zu befriedigen“, war die Antwort des Großvaters, „aber wenn ich wieder Zeit habe, will ich erzählen.“

„Wenn es dir so besser paßt, so könntest du ja zu mir kommen“, meinte Zio Bartolomão, „dann dürstest mein Enkel Paolo wohl auch zuhören. Und vielleicht noch ein paar alte gute Freunde. Ich glaube, der Vorhof von Santa Cäcilia würde wohl voll werden von Leuten, ganz Trastevere würde kommen und am Ende gar die Nonnen selbst von oben herab zuhören, wenn du öffentlich den Bericht gäbest über das, was du erlebt hast.“

„Und was ich erlitten habe beim Untergang von Konstantinopel“, sagte mit tiefstem Ernst Pio Biandini, „das werde ich nie vergessen, und wenn ich so alt wäre wie Methusalem oder der ewige Jude. Damals ist man im Blut der Christen gewatet und das ist noch nicht das Schlimmste gewesen.“

„Armer Großvater“, seufzte Lucretia.

„Ich danke dir, carissimo Bartolomão, für dein Anerbieten“, schloß der Greis, aber ich gehöre nach so langer Abwesenheit zunächst in mein Haus: in die Stube, wo ich Abschied genommen von meiner armen Lucretia, die ich nicht mehr lebend finden sollte, will ich auch meine Geschichte erzählen. Du sollst dabei sein und dein Paolo, und wenn andere alte Leute und Bekannte kommen, so ist es mir eine Freude. Und auch Signor Lippi mag zuhören, wenn er bleiben will; ich habe nichts zu verhehlen. Ich meine aber, daß man etwas lernen könnte aus jener Unglücksgegeschichte der Christenheit.“

Von der Stunde ab, da Pio Biandini, der Sanitscharenobere des Prinzen Dschem, in der bisherigen „Casa Lippi“ im Trastevere Viertel erschienen war, hatte sich vieles geändert. Allerdings konnte Signor Lippi noch bleiben als Verwalter des kleinen Anwesens, aber Lucretia war jetzt die tatsächliche Herrin im Hause. Der unerträgliche und unwürdige Bann, unter dem sie bisher gelebt, war gebrochen; sie war frei geworden und der Vormund hatte aufgehört, sie als Gegenstand seiner habgüchlichen Pläne zu behandeln. Von der Einrichtung einer Osteria im Hause hatte er kein Wort mehr gesprochen, ging sie zu der ehrwürdigen Abtissin Tarzisia in Santa Cäcilia hinüber oder machte sie Besuch beim Zio Bartolomão, so gab es keine Widerrede bei Signor Lippi mehr, und die größte Erleichterung war ihr das Wegbleiben des aufdringlichen und selbstbewußten Signor Jakopo Malbente. Offenbar hatte ihm Lippi Mitteilung von dem Erscheinen Pio Biandinis gemacht, und der junge Schwindler und Abenteuerer hatte keine Lust, mit Lucretias Großvater

zusammenzutreffen, mit dem offenbar nicht zu spassen war.

Beinahe jeden Tag tauchte der alte Sanitschar in der Gasse auf zum Besuch seiner Enkelin oder seines Jugendfreundes Bartolomão: man hatte sich ja so unendlich viel zu sagen nach einer beinahe vierzigjährigen Trennung. Und Pio Biandini wußte immer wieder neue, fast unglaubliche und unbegreifliche Dinge zu erzählen, die er im fernen Konstantinopel während eines vollen Menschenalters gesehen und gehört hatte. In der Mitte aller seiner Berichte stand aber immer jenes Ereignis vom Ende Mai des Jahres 1453, da Konstantinopel, die Hauptstadt der orientalischen Christenheit und des oströmischen Kaiserreiches, in die Gewalt der Ungläubigen gefallen war: das furchtbarste und folgenschwerste Unglück politischer Art, welches bis dahin die Christenheit betroffen hatte.

Manchesmal setzte sich der alte Sanitschar hinaus vor das eigene Haus oder das des Zio Bartolomão, und dann währte es nicht lange, bis die ganze Nachbarschaft um ihn versammelt war, begierig, seinen Erzählungen zu lauschen und hundert Fragen zu stellen — stauend über das Wunder, in ihm den einzigen überlebenden Römer zu sehen, der dabei war, als der Großsultan Konstantinopel belagerte und eroberte.

Pio Biandini erzählte in seiner Art, was er persönlich gesehen, gehört, geleistet und gelitten hatte, Kleines und Großes, Bedeutendes und Unbedeutendes unvermittelt nebeneinander, wie er es eben im Gedächtnis hatte, freilich ohne die großen, alten geschichtlichen Zusammenhänge zu kennen und ohne hineinzusehen in die Abgründe der Schuld am Fall der Hauptstadt des christlichen Ostens, der Schuld, welche auf dem unglücklichen Byzanz selber lastete und welche jenen 29. Mai 1453 zum Tage eines furchtbaren Gottesgerichtes gestempelt hat

Da lassen wir nun die Weltgeschichte selbst erzählen, wie es sich mit dem Verlust Konstantinopels verhalten hat. Wenn auch Zio Bartolomão, Lucretia und die anderen Personen unserer Erzählung erst nächstesmal wieder zu Worte kommen: es gibt gewiß zahlreiche Leser und Leserinnen, welche diesmal den Bericht der Geschichte ihre Aufmerksamkeit schenken, zumal aus denselben auch noch für uns und für alle Zeiten genug gelernt werden kann.

An der Spitze dieser Ausführungen muß der Satz stehen: die Trennung von Rom und der katholischen Kirche ist das Verhängnis gewesen für

Konstantinopel und die orientalische Christenheit.

Konstantinopel hat seinen Namen vom großen Kaiser Konstantin, dem Sohn der hl. Helena, dem Sieger über das Staatsheidentum, dem ersten christlichen Kaiser, welcher in Verbindung mit dem damaligen Papst Eusebius der Stadt Rom ein christliches Gepräge gab und dem Oberhaupt der Kirche den Lateranpalast zur Residenz gab. Mit klarem Blick erkannte er, daß Rom der bleibende Sitz des Papsttums war, nachdem der hl. Petrus und weitere 32 Nachfolger auf dem Bischofsstuhl von Rom, lauter heilige Märtyrer, seit rund 300 Jahren schon von hier aus die Herde Christi geleitet hatten. Denn kein anderer, als der Nachfolger des hl. Petrus im Bischofsamt der Ewigen Stadt konnte die Kirche Gottes regieren. Rom war durch die Geschichte des ersten Christentums und durch das Blut von Hunderttausenden von Märtyrern für immer zum Sitz des sichtbaren Oberhauptes der Kirche und zur Hauptstadt der Christenheit auf Erden geweiht: das hat Gottes Vorsehung selber so bestimmt und geleitet von Anfang an.

Kaiser Konstantin, der nicht nur ein großer Feldherr, sondern ebenso ein hervorragender Staatsmann war, erkannte auch, daß ebendamt Rom den Verfall verloren hatte, die Residenz des Kaisers zu sein. Als Sitz der beiden höchsten Gewalten war auch Rom zu klein, die Stadt konnte nicht zwei Herren dienen, von welchen jeder ein Weltherrscher war, der eine in politischer, der andere in religiöser Beziehung. Jeder mußte seine eigene Hauptstadt für sich allein haben, um so mehr, als das Christentum, nachdem es frei war, sich in allen Ländern auszubreiten begann.

Kaiser Konstantin hat aus dieser Erkenntnis die Folgerung gezogen, daß er sich u. seinen Nachfolgern eine Residenzstadt schaffen müsse, welche allen Anforderungen entspreche.

Und die Wahl, welche er getroffen hat unter den mancherlei großen Plätzen des römischen Weltreiches, muß geradezu genial genannt werden. Sie fiel auf die Stadt Byzanz am Bosporus, die schon etwa 800 Jahre stand, aber doch bisher nicht von großer Bedeutung war. Byzanz hatte eine geradezu einzigartige Lage. Da, wo die beiden Weltteile Europa und Asien zusammenstoßen, in der nächsten Nähe des Schwarzen und des Ägäischen Meeres, wunderbar gesichert gegen jeden Angriff zur See, zugleich den östlichen Teil des Mittelmeeres beherrschend, und wohl schöner gelegen, als jede andere Stadt der Erde, hatte es

nicht umsonst den Ehrennamen „Mutter der Welt.“ Diesen Platz wählte Konstantin zur künftigen Residenz und Hauptstadt seines Reiches. Und er hatte die Mittel zur Durchführung dieses gewaltigen Planes. Im Jahre 329 begann er mit den großen Palast- und Kirchenbauten, und zum Zeichen, daß Byzanz, dem er jetzt den Namen Konstantinopel (Stadt Konstantins) gab, christlich sei, ließ er in jeder Straße ein hohes, goldglänzendes Kreuz aufrichten, das von überallher gesehen werden konnte. Hier hat Kaiser Konstantin die letzten Jahre seines Lebens zugebracht, von hier aus das Reich regiert und mit dem Papste stets Fühlung behalten; von hier aus hat er auch im Einverständnis mit letzterem die erste allgemeine Kirchenversammlung nach Nizäa einberufen. Und Konstantinopel ist die Residenz seiner Nachfolger auf dem oströmischen Thron geblieben durch mehr als ein ganzes Jahrtausend. Im Laufe dieser Zeiten wurde es auch in seinem Innern die prachtvollste und reichste Stadt der Welt und der Mittelpunkt einer blühenden Kultur. Die Sophienkirche, geweiht der „Weisheit Gottes“, d. h. der zweiten göttlichen Person, welche Mensch geworden ist, erbaut in der Mitte des 6. Jahrhunderts, ist heute noch nach dem Petersdom die herrlichste und architektonisch erhabenste Kirche der Welt.

Das „neue Rom“, wie Konstantinopel oft genannt wurde, hatte aber von Anfang an schon seine Schattenseiten. Es fehlte ihm vor allem das bodenständige, bewährte und lebendige Christentum, welches im päpstlichen Rom den felsenfesten Kern der Bevölkerung für alle Zeiten bildet. Mit dem Kaiserhofe waren zahllose hohe und höchste Beamte, Kriegs- und Geschäftsleute aller Art in Konstantinopel eingezogen und ihnen war es vor allem darum zu tun, sich die Gunst des Hofes zu sichern und einträgliche Stellen zu erhalten. Dazu kamen viele, welche sich befehren und tausen ließen, aber nur aus Berechnung, innerlich blieben sie Heiden. Manche Gelehrte, Künstler usw. standen auf demselben Standpunkt und alle wetteiferten in maßloser Verherrlichung und Verhimmelung der Kaiser und ihrer Familien. Dazu hatten sich Tausende und Tausende von Abenteurern eingefunden, Bettler, frühere Sklaven, Vagabunden, heimatlose Menschen, welche die Stadt zu bevölkern begannen. Das war ein Pöbel schlimmer und gefährlicher Art, welcher heute den Kaiser mit fanatischem Jubel begrüßte und morgen Revolution machte.

Auch ein Teil der Geistlichkeit in Kon-

stantinopel stand nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe und ihrer Würde. Nicht wenige Unberufene drängten sich zu den heiligen Weihen, einzig und allein aus Ehrsucht, Habsucht und Eitelkeit. Sie sahen ja, welches Ansehen der priesterliche Stand beim Kaiser genoß, und wußten das auszunützen mit echt orientalischer Unehrllichkeit und Verstellungskunst. Des Kaisers Gunst war ihnen alles, nach dem Heiligen Stuhl in Rom und den Vorschriften der Kirche fragten sie wenig oder nichts.

Aus solchem Boden ist die weitere unglückliche Entwicklung des Christentums in Ostrom herausgewachsen und hat auch oft genug die byzantinischen Kaiser mit Rom in Widerspruch gebracht. Ihr größter Fehler war, daß sie, wenige Persönlichkeiten ausgenommen, sich allzusehr blenden ließen von der orientalischen Verhimmelung und Vergötterung des Thrones, der weit mehr heidnisch als christlich war, und daß sie den Schmeichlern, Schwindlern, Denunzianten und Großsprechern immer zugänglich waren, während die guten Untertanen, die solche Künste nicht verstanden, unbeachtet blieben.

Zu allen Zeiten haben abtrünnige Katholiken, Irrlehrer und Verräter sich an die weltliche Gewalt herangemacht, um bei derselben Schutz gegenüber der kirchlichen Obrigkeit zu erhalten, und haben Fürsten und Landesherren das Recht gegeben, auch in Religions- und Gewissenssachen zu entscheiden und die Autorität der Kirche völlig auszuschalten. Das hat auch das arme Deutsche Reich seit den Tagen der sogenannten Reformation tausendfach erlebt bis herauf zum Kulturkampf, und es hat hierin geradezu unglaubliche Brutalitäten und Ungechtigkeiten gegeben.

Das alles führt sich zurück noch bis in die Zeiten, da die römischen Kaiser nach Konstantinopel übergesiedelt waren.

Schon zur Zeit Konstantins wendeten sich die donatistischen Irrlehrer, deren Bischof von Rom verworfen wurde, an den Kaiser und baten diesen, denselben zu bestätigen, und später hat Konstantins Schwester, die von dem großen Irrlehrer Arius und seinen Sprüchen und Schmeicheleien vollständig betört wurde (sie war Witwe), ihn auf alle Weise für den Arianismus zu gewinnen gesucht. Das Einfachste wäre gewesen, wenn Konstantin erklärt hätte: der Papst, das Oberhaupt der Kirche, hat gesprochen, und damit ist alles erledigt. Aber es mochte ihm schmeicheln, zu hören, daß der Kaiser auch in Sachen der

Religion ebenso hoch oder gar noch höher stehe als der Papst, und so verlegte er sich aufs Vermitteln, wo es nur ein Ja oder Nein gab. Gott öffnete ihm ja dann über den hochmutgeschwollenen Arius die Augen, indem der letztere auf dem Weg zum Kaiserhof und zu seinem Siege über die katholische Lehre von plötzlichem Tode hinweggerafft wurde.

Während der folgenden Jahrhunderte hatte der Arianismus, der sich über die christliche Welt ausbreitete, gerade am Kaiserhof zu Konstantinopel viele Freunde und Beschützer. Die zielbewußten Feinde der katholischen Wahrheit verstanden es, sich immer wieder als die treuesten und anhänglichsten Untertanen auszuspielen (im neunzehnten Jahrhundert hat man das „nationalgesinnt“ geheißen) und dagegen den Papst und die ihm treuen Bischöfe als „herrsüchtig“ und „unversöhnlich“ hinzustellen. Und ganz besonders machten sich die Häretiker an die Frauen, Schwestern und Töchter der oströmischen Kaiser heran, die sie durch süße und sentimentale Phrasen betörten und oftmals zum förmlichen Fanatismus trieben (was alles auch in den folgenden Jahrhunderten an anderen Höfen sich oft genug wiederholt hat).

Nachdem einmal der Anfang gemacht worden war mit der Appellation vom Papst an den Kaiser, so wurde dies zur Gewohnheit. Wenn irgend ein Bischof im oströmischen Reiche, in Kleinasien, Bulgarien, Serbien, Äthiopien usw. vom rechtmäßigen Oberhaupt der Kirche zurückgewiesen oder mit Kirchenstrafen bedroht wurde, so wandte er sich nach Konstantinopel und erhielt oft genug hier Unterstützung. Da die Kaiser alle diese Fragen dem Bischof und Metropolit von Konstantinopel vorlegten, der zugleich Hofbischof war, und meistens sich an die Meinung des letzteren hielten, so bekam derselbe immer größeren Einfluß und größere Macht. Fast die ganze oströmische Geistlichkeit begann ihn als ihr geistliches Oberhaupt anzusehen und Rom mehr und mehr zu vergessen. Es kam so weit, daß der Bischof von Konstantinopel sich als den Nächsten nach dem Papste bezeichnete. Alles ging darauf hinaus, daß die ganze oströmische katholische Kirche dem Patriarchen von Konstantinopel unterstellt sein sollte, wie die weströmische dem Papst in Rom, und daß dieser nur noch den Ehrevorrang haben, sonst aber mit der Leitung und Verwaltung der oströmischen Kirche nichts mehr zu tun haben sollte.

(Fortsetzung folgt).

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bahr.-Schwaben

gerade groß genug, ein Staat, dessen Bedeutung nicht gemessen werden kann, der Welt künftig noch größere Dienste erweisen wird, als das Papsttum der Vergangenheit, und zwar gerade, weil die Vatikanstadt weder eine Armee, noch eine Flotte, noch ein größeres Territorium besitzt. Sie hat lediglich ein Gewissen und ein Gesetz, die beide der Kontrolle einer moralischen und geistlichen Weltanschauung unterliegen.“ Dr. Scott hat u. a. die Stelle des Sekretärs der Carnegie-Stiftung für Internationalen Frieden inne und ist Professor für Internationales Recht an der Georgetown-Universität.

Konversionsbewegung unter den Jakobiten. Am 20. September des vorigen Jahres traten zwei jakobitische Bischöfe Südbindiens, Mar Theophilus und Mar Ivanios mit einigen Priestern zur katholischen Kirche über. Am gleichen Tage

dieses Jahres fand deshalb eine kleine Gedenkfeier statt, an der sich drei Erzbischöfe, 5 Bischöfe, über 100 Priester (darunter auch einige schismatische Jakobiten) und eine große Anzahl Laien beteiligten. Innerhalb des letzten Jahres kehrten außer den genannten zwei Bischöfen, 35 Priester, 10 Mönche und 19 Schwestern der „Bethany-Kongregation“ und 4700 Laien zur katholischen Kirche zurück. Die Konversionsbewegung schreitet langsam fort, trotz mancher Schwierigkeiten. So verliert z. B. ein Priester, der übertritt, seine Stellung; Kirchen, Schulen, Friedhöfe usw. bleiben in den Händen der Schismatiker. Letztere betreiben eine rege antikatholische Propaganda durch Vorträge und Versammlungen. Am Tage der katholischen Gedenkfeier hatten sie eine große „Antirömische Demonstration“ geplant, die aber recht kläglich verlief.

Gebetserhörungen

Weihenturm: Herzl. Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph u. anderen lieben Heiligen für gütige Erhörung in einem großen Anliegen.

Berlin: Durch die Fürbitte der lb. Gottesmutter, des hl. Jud. Thadd., des hl. Antonius u. des lb. Br. Jordan ist mir (auch oft bei speziellem Anruf eines der genannten Heiligen) oftmals auf wunderbare Weise geholfen worden, so auch in Krankheit und bei Auffindung eines passenden Wirkungskreises. Erfüllt von tiefem Dank gebe ich dieses zur Kenntnis! Veröffentlichung und Almosen bei Erhörung war versprochen.

Jesslowa, A. A.: Dank dem hl. Antonius für Wiederfindung meines Trauringes.

Gölschwich, M. Sch.: Dank dem hl. Herzen Jesu u. dem hl. Antonius für Erhörung in schweren Anliegen, mit der Bitte um weitere Hilfe.

Al. Döbern, M. G.: Dank dem hl. Antonius für erhörte Bitte. Almosen anbet.

Kreuzthal, A. G.: Dank und weitere Bitte dem hl. Joseph und hl. Antonius, die uns so oft beschützt haben. Ein Dachziegel löste sich los und rollte mit großer Wucht im Vorbeigehen meines achtjährigen Jungen herab, der vor Schreden blaß wurde. Innigsten Dank!

Seitenberg, R. Sch.: Herzl. Dank dem hl. Antonius, hl. Wendelinus u. hl. Leonardus, für schnelle Hilfe im Stall.

Grahshub: Dank dem hl. Herzen Jesu, dem Herzen Maria, dem hl. Joseph u. der kleinen hl. Theresia für erlangte Genesung aus schwerer Krankheit.

Wels: Innigsten Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, für erlangte Hilfe in schweren Anliegen.

Styrum: Dank dem hl. Herzen Jesu, der himmlischen Mutter, dem hl. Antonius, hl. Jud. Thadd. u. dem Br. Jordan, für Erhörung in schweren Anliegen.

Deen: Dem hl. Herzen Jesu innigsten Dank für wunderbare Erhörung. Sende Mk. . . zur Taufe eines Heidentundes.

Neuerburg: Auf die Fürbitte des hl. Viktorius u. des hl. Antonius ist mir in Gallenleiden, das von allen Ärzten schon aufgegeben war, mehrere Mal und wunderbar geholfen worden.

Waldmischelbach: Sende Mk. . . als Antoniusbrot, als Dank zu Ehren der lb. Mutter Gottes u. des hl. Joseph.

Brilon: Dank dem hl. Herzen Jesu u. der Fürbitte der lb. Gottesmutter, des hl. Joseph und aller lieben Heiligen, für Erhörung in einem schweren Anliegen.

Köln: Dank der lb. Mutter Gottes u. dem hl. Antonius, für Erhörung in der Existenzfrage. Veröffentlichung war gelobt.

Duisburg-Laar: Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Jud. Thadd., hl. Antonius u. den armen Seelen, für Hilfe in einem Anliegen. Veröffentlichung und Mk. . . Almosen hatte ich gelobt.

Oberkassel: Dank der Fürbitte der lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph, hl. Antonius u. besonders des hl. Jud. Thadd., für Erhörung in einem Anliegen.

Schweizer: Sende Mk. . . zu Ehren des hl. Antonius, der kleinen hl. Theresia, M. Sinclair u. des hl. Jud. Thadd., als Dank für Hilfe und Bitte um weitere Hilfe.

Köln: Dank dem hl. Jud. Thadd., der hl. Theresia v. K. S. u. dem hl. Antonius, für Erhörung in einem Anliegen. Almosen und Veröffentlichung war versprochen.

A. A.: Zur Dankagung zu Ehren des sel. Br. Konrad eine Spende.

M. L. i. W.: Innigen Dank der lb. Gottesmutter u. dem hl. Joseph für wunderbare Hilfe in hoffnungslosen Anliegen.

R. M. i. R.: Auf die Fürbitte der Schmerzh. Mutter Gottes, d. hl. Joseph u. d. hl. Antonius, haben wir wie durch ein Wunder unsere vermählte, nervenranke Tochter wieder gefunden.

S. F. i. St.: Zum Dank für Erhörung in einem Krankheitsanliegen durch den hl. Joseph, sende ich Mk. . . zur Taufe eines Heidentundes auf den Namen Joseph.

R. G. i. D.: Innigen Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius u. dem sel. Br. Konrad, für die Beschützung eines Kindes beim Fallen u. für erlangte Hilfe in schwerer Krankheit.

Neu-Alt: Dank der hl. Familie, dem hl. Antonius, dem hl. Jud. Thadd. u. der hl. Theresia v. K. S., für Erhörung in verschiedenen Anliegen.

R. i. D.: Dank dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, hl. Jud. Thadd., hl. Anna u. den hl. 14 Nothelfern, für Besserung eines Fußleidens. Mögen diese Heiligen auch weiter helfen.

Fr. B. i. W.: Dank dem hl. Herzen Jesu, der

lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph u. dem hl. Antonius, und bitte um weitere Hilfe.

München: Herzlichen Dank dem hl. Joseph, hl. Sub. Thadd., hl. 14 Nothelfer, hl. Theresia v. R. I., sel. Br. Konrad u. den armen Seelen,

welche mir in einer sehr schwierigen Angelegenheit in ganz auffallender Weise geholfen haben und einen sehr guten Erfolg erwirkten. Veröffentlichung im Verg. war versprochen.

Gebetsempfehlungen

Hochfretscham: Eine Frau bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter von d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, zur hl. Theresia v. R. I., zur hl. Familie, zum hl. Konrad und den armen Seelen, für ihren Mann, der sich der Trunksucht hingibt und zum hl. Geist für ihren Sohn, daß er treu der hl. Mission bleibt. Anbei Mt. . . . für Heidenkind auf den Namen Anton.

Eine Verg.-Leserin sendet Mt. . . . und bittet ums Gebet zur lb. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zur hl. Theresia, hl. Antonius u. den hl. 14 Nothelfern in allen Angelegenheiten.

Goch: Bitte um eine Novene zum sel. Br. Konrad um Hilfe für meinen schwermütigen Mann.

Ungenannt: Eine Verg.-Leserin bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Sub. Thadd. u. zur hl. Theresia v. R. I. um Genesung von schwerem Nerven- u. Gemüthsleiden ihres Mannes. Bei Erhörnung Possauf eines Heidenkinds.

Bitte um eine Novene zum hl. Herzen Jesu u. zur lb. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, um Hilfe in finanziellen Sorgen.

Gertrud S.: Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, hl. Sub. Thadd., hl. Ant., hl. Augustinus, zur hl. Theresia v. R. I. u. den hl. 14 Nothelfern, um eine gute Zukunft meiner Kinder, um Arbeit für meinen Schwiegerjohn, um ein gutes Geschäft und baldige Hilfe in großer Geldnot. Bei Erhörnung Heidenkind versprochen.

Bitte um eine Novene zur wunderthätigen Mutter Gottes, um guten Verlauf eines Prozesses, um Sinnesänderung eines Sohnes u. um häuslichen Frieden.

Heisingen: Durch die Verehrung des kostbaren Blutes Jesu Christi, der unheil. Jungfrau Maria, des hl. Joseph u. des hl. Antonius, bittet eine Verg.-Leserin ums Gebet in einem Anliegen.

St.: Eine schwerkranke Verg.-Leserin bittet ums Gebet u. eine Novene zur lb. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Sub. Thadd. zur hl. Theresia, den hl. 14 Nothelfern u. den armen Seelen um Hilfe in einem hoffnungslosen Rücken- und Nervenleiden. Bei völliger Gesundheit 3 Heidenkinder und Veröffentlichung versprochen.

Klein-Helmstedt: Bitte um eine Novene zum hl. Joseph, um Hilfe in einer Krankheit. Anbei Missionsalmosen.

Geichwitz: Für zwei schwerkranke Söhne.

Hindenburg, Sch.: Um gutes Examen der Tochter u. zum hl. Herzen Jesu um Befreiung des Sohnes.

Altwanen, L.: Mit der Bitte ums Gebet in einem besonderen Anliegen. Almosen anbei.

Ungenannt: Bitte ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum sel. Br. Konrad u. den armen Seelen, um Hilfe in großer Geldnot u. sonstigen Anliegen. Bei Erhörnung Beitrag zur Taufe eines Heidenkinds u. Missionsalmosen versprochen.

P. B. A.: Bitte ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Sub. Thadd., hl. Ignatius u. zur hl. Theresia v. R. I., um Erhörnung einer dringenden Bitte. Bei Erhörnung Heidenkind versprochen.

Ungenannt: Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur Schmerzhafte Gottesmutter u. zum hl. Sub. Thadd., um Erlangung der Gesundheit. Bei Erhörnung Almosen und Veröffentlichung versprochen.

R.: Eine Verg.-Leserin bittet um eine Novene zum hl. Geist, um Befreiung von geistigen Be-

pressionen; zum hl. Herzen Jesu, um Befreiung von Herzleiden u. Schwermut; zur lb. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe u. zur hl. Theresia v. R. I., um baldige Vesserung in einem Leiden. Bei Erhörnung Almosen.

Struwitz: Bitte ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zur hl. Theresia v. R. I., zum hl. Sub. Thadd., hl. Antonius, hl. Moysius u. hl. Franziskus, um Vorsehen und Fortkommen im Studium. Bei Erhörnung folgt Almosen.

C. A. i. S.: Als Abonnent d. Verg. bitte ich ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Antonius u. den armen Seelen, um Rettung aus schwerer wirtschaftlicher Not u. für meine Tochter, um Befreiung von epileptischen Krämpfen. Bei Erhörnung Almosen und Veröffentlichung versprochen.

Pentendorf: Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Antonius, zur hl. Theresia v. R. I., zum hl. Bernhard u. den armen Seelen, um Vesserung ihres Herzleidens und in sonstigen wichtigen Anliegen. Bei Erhörnung Almosen und Veröffentlichung versprochen.

Krefeld-Einn: Eine Wohltäterin bittet ums Gebet in ihren Anliegen.

Burgreuland: Eine Wohltäterin bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu u. zum hl. Joseph in besonderer Meinung; zum hl. Joseph, als Schutzpatron der Handwerker u. der Sterbenden.

Mehren: Eine Wohltäterin bittet um eine Novene zu Ehren des hl. Joseph, des hl. Sub. Thadd. u. der hl. 14 Nothelfer, um glückliche Niederkunft, um Gesundheit und Verleihung von einem langjährigen Leiden.

Krefeld-Einn: Eine Wohltäterin unserer Mission bittet ums Gebet.

Neuesburg: Bitte ums Gebet, um Hilfe in zwei fast ausschließlichen Anliegen.

Kempen: Eine schwerbedrängte Frau bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius u. zum sel. Br. Konrad, um baldige Hilfe in Geldschwierigkeiten, Wiedererhaltung von Verlusten an Geld und Ehre, um Glück u. Segen in Haus u. Stall. Bei Erhörnung ein Heidenkind.

Gölschwich: Anbei Mt. . . . mit der Bitte ums Gebet zur lb. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe für unsere heranwachsenden Kinder, zum hl. Antonius u. den armen Seelen, in verschiedenen Anliegen.

G.: Bitte ums Gebet in sehr schweren Anliegen. V. M.: Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Antonius, zur hl. Theresia u. zum sel. Br. Konrad, um Sinnesänderung der Tochter und um gute Stelle.

A. A.: Bitte dringend ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph, hl. Theresia, hl. Ottilia, hl. Antonius, hl. Sub. Thadd. zum sel. Br. Konrad u. den armen Seelen, um Frieden in der Familie, Hilfe in Krankheit, Augenleiden u. Wohnungsnot.

B. i. S.: Bitte ums Gebet für unsere Gemeinde, die im letzten Jahre schwer gelitten hat durch Hagelwetter und sonstiges Unglück.

Ungenannt: Eine tiefunglückliche Seele bittet um inniges Gebet in einer jahrzehntelangen Krankheit u. verschiedenen Anliegen. Bei Erhörnung Almosen und Veröffentlichung versprochen.

Ungenannt: Eine kranke Mutter bittet ums Gebet zur hl. Familie, zur Schmerzh. Mutter Gottes, zur hl. Rita, hl. Mutter Anna, hl. Theresia, zu den hl. 14 Nothelfern u. den hl. Schutzengeln, um Hilfe in mehreren schweren Krankheiten, die

hoffnungslos sind u. in mehreren sonstigen Anliegen. Ein Heidenkind und Veröffentlichung ist versprochen.

M. S. G.: Eine Berg-Leferin bittet ums Gebet zu Ehren des hl. Herzens Jesu, zur lb. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius u. zum sel. Br. Konrad, um glückliche Heirat u. Segen im Ehestand u. dauern- de Arbeit. Bei Erhöhung ist Almosen und Ver- öffentlichung versprochen.

Johnsdorf: Eine bedrängte Mutter bittet um das Gebet zu Ehren der lb. Gottesmutter, des hl. Joseph u. des hl. Antonius v. Padua, um

Hilfe in schweren geistigen und leiblichen Anliegen für ihre Familie.

Gebersdorf: Eine Mutter bittet ums Gebet, um glücklichen Ausgang einer Operation und um die Genesung ihrer Tochter.

Mörsdorf: Eine schwer erkrankte Förde- rin des Berg. bittet ums Gebet.

Lustenau: Eine bedrängte Mutter bittet ums Gebet in einem schweren Anliegen.

Wildalp: Eine Mutter bittet ums Gebet zur kleinen hl. Theresia, damit ihr Sohn brav und folgsam werde.

Es starben im Herrn

Montabaur: Johann Hannappel, langjähriger, treuer und eifriger Förderer unserer Mission.

Brück: Fr. Gertrud Kieder; sie war eine lang- jährige, treue und eifrige Förderin unserer Mis- sion.

Neustadt: Kath. Cäc., eifrige Förderin un- serer Mission seit 30 Jahren.

Leoben: Anton Golb. Revelaer: Johann Brüt. Wierath: Helene Offermann. Simmerath: Alois Kreis. Büseldorf-Werfen: Joseph Becker, Frau Wm. Pilger, Joseph Vosen. Heesen: Frau Ger- trud Hettrupp. Aachen: Arnold Jakob. Darm- stadt: Fr. Kupferblau. Wesel: Frau Kath. Kred- ler. Spurkenbach: Wilhelm Weber. Wierath:

Mois Kreis, Gertrud Beuel. Büberich: Johann Holzapfel. Todtmoos: Josef Kaiser, Friedrich Kaiser, Klementine Müller. Nittenau: Theresia Harll. Oberpleisfeld: Nikolaus Düll. Bremhof: Franz Groß. Wolfau: Amalie Lachner. Tirschen- reuth: Anna Träger. Umpfenbach: Amanda Geh- rig. Grunau: Anna Obermann. Schloß Langen: Reinhard Freiherr von Dalwig. Königshofen: Lorenz Schweinschaut. Würzburg: Theresia Am- rhein, Barbara Hempfling. Heugrumbach: Marg. Heumann. Arnstein: Robert Leußer, Babette Ro- berstein. Egenhausen: Gregor Rottmann. Regens- burg: Rosa Höniger. Oberdürbach: Alexander Böhm. Würzburg: Lorenz Zübert. Reichenstein: Anna Schmidt.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

Büchertisch

Vom Geseh und von der Liebe. Ein Zyklus über die zehn Gebote Gottes. Rundfunkvorträge von Peter Lippert SS. 352 Seiten. Halblederband Mf. 5.80; brosch. Mf. 4.20. — Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13.

P. Lippert steht offensichtlich auf der Höhe sei- nes geistigen Lebens und Schaffens. Aus reicher Fülle schüttet er seine Gaben aus, für die er sich Gott und den Menschen verantwortlich weiß. Und das katholische Deutschland, ja das ganze Volk ist ihm zu Dank verpflichtet wie wenigen — still im Herzen.

Otto Karrer: Seele der Frau. Ideale und Pro- bleme der Frauenwelt. 224 Seiten Text und 15 Kupfertiefdruckbilder. Ganzleinen Mf. 4.80. Verlag „ars sacra“ Josef Müller, München 13, Friedrichstraße 18.

Dieses überaus feine Buch ist modern und zeit- lich zugleich. Es verspricht, jede konfessionelle Grenze zu überwinden, da seine grundlegenden Ideale allen religiösen Menschen gemeinsam sind, und es enthält zudem noch mehr, weil es auch über die Zeit hinausreicht mit seinen ewig gül- tigen Wahrheiten über die Frauenseele, über das Verhältnis der Geschlechter zueinander, über die ideale Ehe, über geistige Mutterschaft. Verständ- nisvoll geht der Verfasser ein auf die tiefste Not der modern berufstätigen Frau und der in äußere und innere Bedrängnis geratenen Gattin und Mutter.

Schritte zum Glauben. Geschichte einer Konver- sion von Dr. Erich Lex Graf Mellin. (Neue Konvertitenbilder des Eucharistischen Völker- bundes). 128 Seiten, kart. mit dem Bilde des Verfassers. Mf. 1.10. Verlag des „Eucharisti- schen Völkerbundes“, Wien IX, Rantiusgasse 23.

Das Büchlein enthält praktische Einzelheiten, wie etwa die Schilderung des Lebens im protestanti- schen Internat und des Aufenthaltes in Beuron. Mit zum Wertvollsten gehören auch die Darle- gungen des Verfassers über die seelische Ein- stellung der modernen Halbgläubigen und Un- gläubigen.

P. Leo Schlegel O. Cist.: „Der heilige Antonius von Padua“ (Bändchen 6 der Reihe: „Aus der Gemeinschaft der Heiligen“). 48 Seiten mit 5 Textbildern von Ina Verchold. Kartoniert Mf. 0.45. Verlag Bugon & Bercker, Revelaer. Das vorliegende Büchlein über den Wundertäter von Padua stellt eine wertvolle und köstliche Be- reicherung der religions-erzieherisch dargestellten Sammlungen von Heiligenleben für die katholi- sche Volksschuljugend, bezieht „Aus der Ge- meinschaft der Heiligen“ dar.

Johannes Lohmüller: „Der selige Bruder Kon- rad von Parzham“ (Bändchen 7 der Reihe „Aus der Gemeinschaft der Heiligen“). 48 Sei- ten mit vier Textbildern von August Braun. Kartoniert Mf. 0.45. Verlag Bugon & Bercker, Revelaer (Rheinland).

Dieses Büchlein wird besonders die Knaben fes- seln. Was „Die selige Anna Maria Taigi“ (Bändchen 4 der Reihe „Aus der Gemeinschaft der Heiligen“) für die vor der Schulentlassung stehenden Mädchen bedeutet, das wird dieses Bändchen für die Knaben sein: Eine heilige Mahnung zur Selbstbeherrschung, Gläubigkeit, Reinheit, Demut und kindlichen Einfalt; ein ein- dringlicher Wegweiser, der aufwärts führt; ein liebevoller Freund, der unaufdringlich berät, hilft, aufmuntert und Selbstvertrauen weckt.

Freunde und Gönner unserer Mission bestellen ihre Bücher durch den St. Josephs-Verlag

MUTTER DER GNADEN

**Illustrierte Monatsschrift im Geiste
Mariens für die christliche Familie**

**Herausgegeben
von den Missionaren von Mariannhill
Bezugspreis jährlich RM. 3.—**



Urteil über „Mutter der Gnaden“:

Hochwürdige Herren! Als Marienritter gingen mir von St. Josephs-Verlag, Reimlingen, vor einigen Tagen zwei Hefte der von den Mariannhiller Missionaren herausgegebenen Zeitschrift „Mutter der Gnaden“ zur Ansicht und als Werbung zu. Viel Liebe zur hl. Gottesmutter spricht aus diesen Blättern und man wird richtig warm beim Lesen dieser herrlichen Zeilen. Ich will die Zeitschrift benutzen, um Liebe zur Himmelskönigin, zu Unserer Lb. Frau von der immerwährenden Hilfe zu erwecken. gez.: B. B.



ST. JOSEPHS - VERLAG
Reimlingen, Bayern